

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Kornblumen-Marie

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die Kornblumen-Marie.
Altmärkische Dorsgeschichte.
I. Wieder daheim.



„Frieder!“
„Freilich, Frieder, der rote Frieder!“ rief der Mann und warf mit einer zornigen Bewegung seinen Hut ins Gras. „Kennst mich noch? Und was schreiest du, dummes Weib? Ist das der Empfang nach zehn verfluchten Jahren?“

„Unseliger, wo kommst du her?“ rief die Frau, die vergebens mit ihrem Schrecken rang.

„Und das fragst du mich?“ schrie der Rote und schüttelte die Faust. „Hast du, mein Weib, den zehnten Oktober vergessen? Den Tag nach dem ich seit zehn Jahren geschmachtet, wie der Durstende nach einem Trunk Wasser? Gestern war dieser Tag! Gestern noch im Zuchthause, und heute wieder frei! Hurrah! Hört Ihr's dort unten?“ schrie er in den Nebel hinein: „Hört Ihr's? Der rote Frieder ist wieder da, und wird Abrechnung mit euch halten! Ich bin wieder daheim! Weib komm!“

„Gott sei mir gnädig“, jammerte die unglückliche Frau, und sank auf ihren Sitz zurück.

„Dummes Zeug!“ rief der Mann zornig und riß die Frau sanft in die Höhe. „Zehn Jahre unschuldig im Zuchthause! — s' kann einem schon die gute Laune verderben. Hörst du Weib? Unschuldig! Oder zweifelst du noch immer?“

„Wollte Gott, ich dürfte dir glauben“, seufzte die Frau und blickte schon zu ihm auf, „aber das Gericht, die Zeugen, die . . .“

„Darfst mir glauben,“ erwiderte der Rote finster. „Ein wilder Gesell war ich, leichtsinnig und jähzornig, aber ich hab's nicht gethan. Bin nicht der erste, der für einen andern büßen muß!“

„Frieder“, sagte die Frau, und faßte seine Hand, „ich will dir glauben, und jetzt — so sei mir denn willkommen!“

„Hast Recht, Marg'ret! Und nun hinunter! Schaffe mir Geld und Kleider. Will nicht so als Lump meinen Einzug halten in die Heimat und bei meinen lieben Verwandten, ha, ha, ha! Doch, — was treibst du da oben in aller früh? Und wo ist der Karl? Sprich!“

Die Sonne hatte inzwischen auch über den Nebel gesiegt, der das Thal mit einem wogenden Schleier verhüllt hatte. Der Nebel war verschwunden und in dem Grunde des Thales erblickte man im Glanz der Morgensonne ein freundliches Dorf, in dessen Gassen es wie in einem Ameisenhaufen wimmelte von Menschen, Pferden und Wagen, und man vernahm nun deutlicher ein dumpfes Gemurmel von Menschenstimmen, untermischt mit einzelnen Tönen einer Musik.

Das Weib hatte sich erhoben und streckte den Arm aus nach dem Thale

„Da schau' hinunter! Hörst du den Jubel! Hörst du die Klarinette?“

„Na, was soll's?“ brummte der Mann. „Haben die Thalheimer Kirchweih? Oder“, setzte er mit rauhem Lachen hinzu, „ist's ein feierlicher Empfang für den roten Frieder?“

„Kirchweih?“ schrie die Frau: „Hochzeit halten sie, daß Gott erbarm!“

„Hochzeit? 'Eist freilich für Manchen ein Unglück“ lachte der Rote. „Aber was geht das uns an?“

„Viel geht es uns an! Deines Bruders Sohn ist der Bräutigam, und Lenzen's einzige Tochter ist die Braut!“

„Was? Dem reichen Lenz seine Marie? Lenz, der meineidige Schuft, der mich mit Hundsn von seinem Hof geholt, der mich ins Zuchthaus gebracht? Fluch über ihn!“

Es war früh am Morgen. Herbstnebel deckten noch das Thal, und nur von den Höhen hatte die Sonne bereits siegreich Besitz ergriffen, und blühte nieder in Milliarden Taupropfen, als hätte der Himmel mit vollen Händen Brillanten, und zwar Brillanten vom reinsten Wasser, ausgestreut über Gras, Ginster und Haidekraut. — Der erste Schauplatz unserer Geschichte ist eine dicht bewaldete Höhe des Dolchauerberges, der das Vinsenthal überragt. Auf einem ausgerodeten, von Bäumen freien Vorsprung, der Thalseite zu, erblicken wir ein Weib. Diese Frau sitzt auf dem Stamm einer gefällten Tanne; regungslos, wie aus Stein gemeißelt und starrt in den Nebel unter ihr, als wolle sie der Sonne zu Hilfe kommen und mit der Glut ihrer Blicke den Nebel zerstreuen, der, wie der Vorhang eines Theaters ein Schauspiel zu verborgen schien, das da unten aufgeführt werden sollte. Ein unbestimmtes, verworrenes Geräusch drang aus der Tiefe des Thales herauf zu der einsamen Frau.

Auf einem, durch den Tannenwald sich windenden Pfad stieg langsam und bedächtig ein Mann hernieder. Eine kräftig gebaute, breitschulterige Gestalt mit einem nicht unshönen, aber scharf geschnittenen Gesichte, dem die unter buschigen Augenbrauen trotzig blickenden Augen und ein bis auf die Brust niedervallender roter Bart ein verwegenes, unheimliches Aussehen verliehen. Die Kleidung des etwa vierzigjährigen Mannes war ärmlich und schadhast, ein abgegriffener Schlapphut deckte den struppigen Kopf und in der starken Faust trug er einen gewaltigen Knotenstoß. Der unheimliche Wanderer war eine Erscheinung, der man nicht gerne begegnete in der Einsamkeit des Waldes da oben. Im Niedersteigen spähte er bedächtig umher, und als er vorsichtig die freie Richtung betrat und die einsame Frau erblickte, stutzte er; doch nur einen Augenblick, ein leiser Ausruf der Überraschung entfloß seinen Lippen und in seinem Gesichte zuckte es auf wie grimmiige Freude. Er hatte die Frau erkannt, die da vor ihm auf dem Baumstamm kauerte. Mit geräuschlosen Schritten näherte er sich ihr und berührte ihre Schulter:

„Marg'ret!“
Die Frau schreckte in die Höhe und schaute dem Mann ins Gesicht, dann stieß sie einen Schrei der Überraschung aus, der nicht gerade wie Freude klang:

„Ja, Fluch über ihn und seine Dirn!“ schrie das Weib. „Und Fluch über deinen Bruder und seinen Buben! Sie haben untern Karl zu Grunde gerichtet!“
„Was? Karl, meinen Sohn? Weib, rede, was ist's mit dem?“

Durch Jornesausbrüche und Schluchzen unterbrochen erzählte die Frau:

„Mein armer Karl! der bravste und schönste Bursch im Thale. Lenzen's Marie, mit ihren Kornblumen- augen hat's ihm angethan, und hat sich ihm an den Hals geworfen, und ihm zugeschworen. Als aber Karl auf den Tannenhof ging, um beim alten Lenz um sie zu freien, da lacht' ihm der alte Schuft ins Gesicht: Sonst nichts, du Habenichts? Gelüftet dir's nach meinen Thalern? Meine Marie heiratet Richard's Gustav, du aber, du Lump, packe dich, oder ich lasse dich zum Hofe hinaus werfen, wie ich deinem Vater gethan habe, dem Mordbrenner und Zuchthäusler! So hat der Lenz getobt, und heute in zwei Stunden... heiratet die meineidige Dirn deines Bruders Sohn!“

Der rote Frieder hatte einen Wutschrei ausgestoßen: „Mordbrenner und Zuchthäusler!“ knirschte er: „Wart' alter Schuft, das sollst du mir entgelten! Du und mein Bruder, der Erbschleicher! Du hast recht, Margret, fluch ihnen Allen! Hier meine Hand! Komm, du sollst mit mir zufrieden sein! Ha, ha! Jetzt sind wir im richtigen Fahrwasser! Nehmt Euch macht, der rote Frieder ist wieder da!“

II. Die Kornblumen-Marie.

Zwei Stunden sind vergangen seit das sonderbare, durch das Zuchthaus getrennt gewesene und durch den Haß jetzt wieder veröhnte und vereinte, Ehepaar die Bergkluppe verlassen hat, und nieder gestiegen ist um Unheil in das friedliche Thal zu tragen. Auch wir sind niedergestiegen und haben uns in dem Dorfe das wir Thalheim nennen wollen, unter die festlich geschmückte Menge gemischt, um uns einmal eine reiche märkische Bauernhochzeit in der Nähe mitanzusehen.

Was den Reichtum der Hochzeitsleute betrifft, so war dieser auf Seite des Bräutigams ohne Frage, denn sein Vater, der Ortschulze Heinrich Richard in Eversdorf war unbestritten der reichste und angesehenste Mann im Thale. Über den Reichtum des Brautvaters, Wilhelm Lenz auf dem Tannenhofe zu Thalheim, munkelte man aber allerlei. Schon vor zehn Jahren hatte man sich in die Ohren geflüstert, daß es mit Lenz nicht zum besten stehe. Friedrich Richard, genannt der rote Frieder, war damals Knecht auf dem Tannen- hof, und Margaret, sein Weib, Milchmagd. Lenz war ein roher, gewalthätiger Mensch gegen sein Gefinde, und nach einem heftigen Auftritt, bei welchem der jähzornige Frieder sich an seinem Herrn vergriff, ließ dieser das Ehepaar mit ihrem kleinen Sohne Karl zum Hofe hinauswerfen. Der rote Frieder stieß in seiner Aufregung fürchterliche Drohungen gegen seinen Herrn aus, und in der folgenden Nacht brannte der Tannenhof bis auf den Grund nieder. Frieder, obgleich er stets seine Unschuld beteuerte, wurde als Brandstifter verurteilt.

Der alte Lenz hatte zwar den abgebrannten Tannenhof, der sehr hoch verschiert war, wieder schöner und statlicher aufgebaut, als er jemals war, aber seine guten Freunde und Nachbarn meinten doch der Hoch- mutsteufel sei sein Baumeister gewesen, und das prächtige Wohnhaus auf dem Tannenhof, mit seinen blizenden Spiegelscheiben, sei nicht nur mit kostbaren Ziegeln, sondern auch mit noch kostbareren Hypotheken gedeckt,

und wenn der Alte stolz und breitspurig auf der Freitreppe seines Hauses stehe, so seien es auch nicht immer blanke Thaler, mit denen er in seiner Hofentasse klimpere.

Einen Schatz aber barg der Tannenhof, — ja wenn man den hätte in Gold ausmünzen können, — seine Tochter Marie, die Kornblumen-Marie genannt, ihren schönen, treuen, blauen Augen wegen, und wegen ihrer Vorliebe für das bescheidene Blümchen. Marie, der Stolz des Dorfes, der Neid der Mütter, und die Sehnsucht aller jungen Bursche im Thale.

Nun sollte das Mädchen „wegfreien“ nach dem benach- barten Eversdorf.

Der reiche Eversdorfer Ortschulze Richard hatte für seinen Sohn Gustav um die Marie gefreit, und der alte Lenz hatte mit Freuden eingeschlagen. Die Töchter reicher Hofbauern haben's wie die Prinzessinnen man verheiratet sie und fragt sie nicht. Voltig und Geldbeutel auf den Höfen der Fürsten, wie auf den Höfen der Bauern sind die unerbittlichen Eheprofana- toren, gegen deren Nachgebot dem Opfer keine Ver- zufung sucht. Bei dem Lenz aber war es ausschließlich der Geldbeutel, und ein reicher Schwiegerjohn mußte ihn vor dem Ruine retten.

Die arme Marie wurde nicht gefragt; mit wehem Herzen beugte sie sich dem Befehl des Vaters und — wurde beneidet von allen Freunden und Bekannten: Gustav Richard, nicht nur der reichste Bursche im Thale, auch einer der schönsten und statlichsten und brav — glück- liche Marie! Und sein Vetter und Nebenbuhler, Karl Richard, ebenso brav und vielleicht noch schöner und statlicher, aber — ein armer Teufel und — der Sohn seines Vaters! Pah! Der alte Lenz wäre ein Narr gewesen, wenn er nicht zugegriffen hätte. Arme Marie!

Und jetzt lag das Opfer an der treuen Brust der Mutter:

„Behüt' dich Gott“, tröstete die alte Frau: „Doch oft an deine alte Mutter, und — wird dir's schwer um's Herz, ich bin ja nahe bei dir, komm' in mein Arme und . . .“ ein unterdrücktes Schluchzen unter- brach die mütterlichen Trostworte.

Das Mädchen richtete sich aus den Armen der Mutter auf. Sein schönes bleiches Antlitz war von Thränen übergossen; aber es waren keine Thränen wie eine glückliche Braut sie weint: „Mutter, liebe Mutter“, flüsterte sie, „du allein weißt, wie es mir um's Herz ist! Gott stärke mich, daß ich meine Pflicht erfülle, und — Gott stärke und tröste auch ihn, an den ich jetzt nicht mehr denken darf!“ Und immer wieder warf sich Marie an die Brust der tröstenden Frau und schluchzte laut. Da brach auch der mühsam verhaltene Schmerz der alten Bäuerin wild hervor und reichlich floßen die Thränen über das gramgefurchte Antlitz. Wer konnte besser als sie das Leid der Tochter verstehen? Denn auch sie war einst verkauft worden an den ungeliebten Mann.

„Was soll das Geslenne.“ fuhr der alte Lenz rauch dazwischen. „Mit der dummen Heulerei verderbt ihr mir ganz die Freude an diesem Ehrentag.“

„Lasset sie Vater Lenz“, bat der festlich geschmückte Bräutigam, und faßte sanft die Hand seiner Braut. „Weine nicht, liebe Marie, du sollst fürder keine Thränen mehr vergießen, so ich es hindern kann. Komm, nehmen wir Abschied von den Deinen, ich führe dich als mein liebes Weib in deine neue Heimat.“

Mit einer gewaltigen Anstrengung unterdrückte Marie ihr Schluchzen und trocknete ihre nassen Augen, und den in Hand machte das Brautpaar die Kunde durch den Hof um Abschied zu nehmen von Freunden und

Verwandten und dem Hofgesinde. Auch ihrem Vater gab sie die Hand, noch einmal warf sie sich an die Brust der Mutter, dann bestieg sie mit ihrem Bräutigam den reich geschmückten Brautwagen. Als nun die im Hofe aufgestellten Musikanten den schönen Choral „Unsern Ausgang segne Gott“, anstimmten, da schwenkten die Männer und Burschen grüßend die Hüte, die Frauen und Mädchen weinten und lachten durcheinander, und der Gänsejunge schlug zur Erhöhung der Feierlichkeit ein Abschiedsrad nach dem andern. Noch einen Scheidblick warf die Braut auf all' die Umstehenden, auf Haus und Flur, dann zogen die feurigen Füchse an, das Gespann rollte zum Thorweg hinaus. —

III. Die Brautfahrt.

Draußen harter eine Schar berittener, festlich gekleideter junger Bursche, die Mützen mit flatternden bunten Bändern geziert, Blumensträuße im Knopfloch, und selbst die Köpfe der Pferde geschmückt mit Blumen und Bändern. Der Brautwagen wurde mit lustigem Hurra empfangen, und die Reiter mit vier Trompetern sprengten an die Spitze des Zuges.

Nach altem Brauche mußten, wenn ein Mädchen in ein anderes Dorf ausfreite, zwei berittene Sendboten in dem neuen Heim der Braut förmlich anfragen ob diese im Dorfe auch willkommen sei, und der Hochzeitszug durfte die Gemarkungsgrenze erst überschreiten, wenn die beiden „Herolde“ den Bescheid zurückgebracht. Zu diesem Ehrenamte wurden die stattlichsten Burschen und besten Reiter des Dorfes befohlen, und diesen die schönsten und feurigsten Pferde zur Verfügung gestellt, und unerhört in der Geschichte des Thales wäre



Ed eintar umbefangen reichte er der erblickenden Braut die Hand und einen kleinen Strauß von Kornblumen.

es gewesen, wenn einer der Auserkorenen dieses Ehrenamte nicht hätte annehmen wollen. Und zwei stattliche Reiter waren es, die ihre feurigen Rappentummelten, Hut und Brust mit Kornblumensträußen geschmückt, zu Ehren der Kornblumen-Marie, und der schönste und stattlichste von ihnen, war Karl Richard, der Sohn des Juchthäuslers, der verschmähte Liebhaber der Braut. Der alte Lenz hatte zwar gegen die Wahl des von ihm so schwer beleidigten jungen Mannes gereizt, allein er mußte der öffentlichen Meinung weichen, die des Vaters Schuld dem ehrenhaften und braven Sohne nicht entgelten lassen wollte. Diesem fraß an diesem Tage Schmerz und Borne am Herzen, allein er war zu stolz der gaffenden Menge seinen Kummer zu zeigen, darum hatte er das Ehrenamt angenommen, darum kämpfte er seinen Jammer nieder, und sein Gesicht trug eine stolze Ruhe zur Schau. Jetzt sprengte er vor und parierte seinen Rappen neben dem Brautwagen. Scheinbar umbefangen reichte er der erblickenden Braut die Hand und einen kleinen Strauß von Kornblumen. „Lebe wohl, Marie, und

sei glücklich!“ dann jagte er mit seinem Kameraden dem Zuge voran, dem benachbarten Dorfe entgegen.

Der lange festliche Zug, — dem Hochzeitswagen folgte noch eine Reihe Gefährte mit den Eltern, Verwandten und Freunden der Braut, — konnte sich nur langsam fortbewegen, denn vor allen Höfen des Dorfes standen die Bewohner um der scheidenden Marie noch einmal zuzusehen und zum Abschiede die Hand zu reichen. An dem rebenumrankten Pfarrhause mußte der Zug sogar einen kurzen Halt machen, denn der alte, silberhaarige Prediger, der seit bald 50 Jahren segensreich in der Gemeinde wirkte, trat an den Hochzeitswagen und überreichte seinem Beichtkinde, das er getauft und konfirmiert, und dessen Herzstummer ihm kein Geheimnis war, einen Strauß von Kornblumen und Vergißmeinnicht. „Marie, mein gutes Kind, du wirst glücklich werden an der Seite dieses braven Mannes! Gustav, liebe und hege dieses brave Kind als deinen köstlichsten Schatz. Der Herr segne und behüte euch! Amen!“

Der Bräutigam legte betuernd die Hand auf die Brust, und Marie beugte ihr Haupt, um unter wieder hervorbrechenden Thränen die Hand des ehrwürdigen Mannes zu küssen.

„Nun vorwärts, Franz!“ rief der Bräutigam seinem Kutscher zu, Franz schwang mit einem lustigen Fuchser die Peitsche und fort flog der Zug die Straße entlang.

Es war ein heiterer Herbsttag. Eichen und Buchen trugen noch das frühe grüne Laub; nur von den Kastanien flatterte im losen Winde schon hie und da ein gelbes Blatt, das an des Sommers Abschied mahnte. Auf den Apfel- und Birnbäumen

glänzten farbenschim- mernde Früchte, und im duftenden Lupinenfelde wühlten ganze Schwärme fleißiger Bienen, die den gelben Blüten den süßen Saft stahlen, um später von den Menschen wieder bestohlen zu werden. Auf dem nahen Stoppelfelde, den Strickstrumpf in der Hand und den dampfenden Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, saß ein alter Hirte auf der Deichsel seines Schäferfarrrens und überwachte eine große Herde seiner Schutzbefohlenen, unterstützt von seinem getreuen Philax, der die Pflicht hatte, die Schafe von dem benachbarten Rübenfelde fern zu halten. Die dummen Schafe — sich scheren lassen und die magern Stoppelfelder düngen ist eines braven Schafes erste Pflicht, den Gelüsten einiger revolutionärer Böcke auf die verlockenden Rübenfelder weiß aber Gendarm Philax mit scharfen Zähnen zu begegnen. Der alte Schäfer schwenkte grüßend seinen Strickstrumpf, und rief dem Hochzeitszuge ein lautes „Hurra!“ zu, in das Philax mit seinem schönsten Vellen einstimmte.

Gustav faßte zärtlich die Hand seiner Braut: „Siehst du, Marie? Eine Schafherde, das bedeutet Glück!“

Und weiter brauste der Zug. Von dem Dörfchen war nur noch die Kirchturmspitze zu sehen, die aus einem Walde von Obstbäumen hervorlugte. Die Reiter, die den Festzug umschwärmten, trieben Spaß und Kurzweil; der alte Lenz, im zweiten Wagen, gab seiner guten Laune über das gute Geschäft, das er bei der Verlobung seiner Tochter gemacht, einen freudehellen Ausdruck, während seine Frau stille neben ihm saß, den trummervollen Blick auf ihre Tochter gerichtet.

Jetzt hatte der Brautwagen die Gemarkungsgrenze erreicht und der ganze Zug hielt stille. Die Trompeter sprengten an die Spitze vor und schmetterten eine lustige Fanfare in die Morgenluft, und gleichsam als Antwort, vernahm man aus der Ferne eine lebhaft Kanonade: Bum, bum, bum!

Der alte Lenz richtete sich in seinem Wagen auf und schwenkte seinen Hut: „Hurra! Höret ihr die Eversdorfer Kagenköpfe? Sie senden uns ihren Willkomm-Gruß!“

Die Willkommens-Reiter, die beiden Herolde, aber waren noch nicht in Sicht, obgleich sie der Zeit nach auf ihren schnellen Rossen schon längst zur Stelle sein konnten.

Auf dem Musikantenwagen spielten sie inzwischen einen lustigen Hovier, der im Vorgefühl der Tanzfreuden, die der jungen Welt harften, von den Burschen mit einem fröhlichen Zuchter, und von den Dirnen mit einem glücklichen Lachen begrüßt wurde. Allein der letzte Walzertakt war verklungen, und noch immer zeigten sich die Reiter nicht. Irgend ein Zwischenfall mußte ihre Rückkunft verhindern oder verzögert haben.

Schon schickte sich ein anderer Reiter an als Kundschafter vorwärts zu traben, als auf schweißtriefendem Rosse der eine der Erwarteten angesprengt kam. Am Wagen des Brautpaares hielt er an und meldete vorschriftsgemäß den „Willkommgruß“ der Gemeinde Eversdorf. Aber der Reiter war, trotz des scharfen Rittes, bleich und aufgereggt, und brachte seine Rede nur stotternd vor.

„Warum kommst du allein?“ fragte der Bräutigam. „Wo bleibt dein Kaxerad? Und was war das für eine Kanonade?“

„Die Eversdorfer Bursche — ein — ein dutzend Kagenköpfe,“ antwortete der Reiter zögernd. „Sie, — haben gerade vor den Nasen unserer Pferde losgepeffert, und — und da . . . dem Wichard sein Gaul — ha — hat einen Seitensprung gemacht und — und den Fuß verstaucht.“

„Brauchst deshalb kein so Leichenbittergesicht zu machen. Freilich der arme Gaul. Die dumme Schieferei.“

„Nun“ setzte Gustav sich freundlich zu seiner Braut wendend hinzu: „wenn es weiter nichts ist, den „Willkomm“ haben wir, Vorwärts!“

Marie war unruhig geworden. „Um Gott, es wird doch kein Unglück geschehen sein?“

„Wo denkst du hin, mein Schatz. Mein Vetter Karl, der beste Reiter im Thale. Sein Gaul hinkt, das ist alles, er aber wird heute Abend noch mit dir tanzen.“

Der Zug hatte den Wald verlassen, und flog auf ebener Straße dem nahen Eversdorf zu. Links der Straße und tief unter derselben befand sich ein ausgebeuteter Sandsteinbruch, und war der gefährliche Platz durch ein hölzernes Schutzgeländer gesichert. Auf der andern Seite der Straße, auf einer kleinen Anhöhe, waren die kleinen eisernen Böller, Kagenköpfe genannt, aufgestellt, deren „Donner“ man vorhin vernommen. Von der Bedienungsmannschaft aber war Niemand zu sehen.

„Den Eversdorfern ist scheint's das Pulver ausgegangen“, lachte der Bräutigam. „Schöne Soldaten, die ihre Kanonen im Stiche lassen.“

Hätte Gustav einen Blick über das Schutzgeländer in die Tiefe des Steinbruches werfen können, er hätte sehen können, wohin die Bedienungsmannschaft der Böller geraten ist. Die Bursche drängten sich da unten um einen Gegenstand, der bei einem Felsblöcke lag, und neben dem ein bleiches Weib auf der Erde kauerte. Als der Lärm des Hochzeitzuges in die Tiefe drang, sprang das Weib auf die Hüfte, wild flog ihr schwarzes Haar im Winde, drohend schüttelte sie ihre Arme empor nach dem ihr unsichtbaren Zuge, und es waren keine Gegensehnsüchte, die sie mit gellender Stimme dem ahnungslosen Brautpaare nachrief.

IV. Vor dem Altare.

Jetzt war Eversdorf erreicht. Vor des Ortschulzen Wichard Hof hielt der Hochzeitzug. Unter dem Thorwege standen der Ortschulze und sein Weib mit dem Gesinde des Hofes, alle festlich gekleidet. Der alte Lenz warf einen gierigen, triumphierenden Blick auf den stattlichen Schulzenhof, in dem seine Tochter Marie als Bäuerin einziehen sollte; mit einem Jubelruf sprang er vom Wagen und schüttelte seinem Gegenwärtigen die Hände. Marie ward von ihrem Bräutigam vom Wagen gehoben und seinen Eltern entgegen geführt: „Da, gut's Mütterle, lieber Vater, da habt ihr Guer neues Töchterlein“, rief er mit glückstrahlenden Augen. Die Schulzenbäuerin umarmte und küßte sie: „Gott segne deinen Eingang, mein Kind!“ Der alte Schulze gab ihr die Hand: „Sei mir willkommen, meine Tochter!“ Marie warf einen schüchternen Blick in die Runde, als suche sie unter der gaffenden Menge ein ihr wohlbekanntes, befreundetes Gesicht; enttäuscht ließ sie die Augen sinken, und mit einem Seufzer folgte sie ihrem Bräutigam und den Eltern in den Festsaal des Schulzenhofes, um sich zu schmücken für den schweren Gang zur Kirche.

Draußen spielte die Musik einen lustigen Walzer. Aber sonderbarer Weise schien er diesmal seine gewohnte Wirkung zu verfehlen; die Leute schienen von einer gedrückten Stimmung beherrscht, und wenn bei den lustigen Tanzweisen auch da und dort eines jungen Burschen Augen aufleuchteten, und über eines jungen Mädchens Antlitz ein Lächeln flog, es waren manche ernste und trübe Gesichter unter der Menge.

„Hast du gesehen?“ sagte ein altes Weib zu ihrer Nachbarin, „wie verstöbt die arme Braut dreinschau? die ahnt ihr Unglück!“

„Das arm Ding“ erwiderte die andere, „man weiß ja wie sie mit ihm gestanden. Und nun so, gerade an ihrem Hochzeitstage.“

„Haltet eure Mäuler, mit euerm Uhugeträch“, zürnte ein Bauer, „sie weiß noch nichts, der arm Tropf; Ihr brauch't's ihr nicht jetzt schon in die Ohren zu schreien.“

„Nur stet, Barthel,“ sagte die eine wieder, „einmal muß sie es ja doch wissen. Ich hab' es gestern schon gemuft. Hat nicht das Leichenhuhn der Kirchhofklinge die ganze Nacht hindurch ihr unheimliches „Kumm mit, kumm mit“ gerufen? Und was das zu bedeuten hat, weiß doch jedes Kind.“

„Und hat nicht sein Hund, der Philax seit zwei Tagen so jämmerlich geheult? So ein Tier hat mehr als Menschenverstand.“

Jetzt rollten Wagen auf Wagen in das Dorf, und fast alle Höfe hatten Gäste zu beherbergen. Es ist



em Lande alt hergebrachte Sitte, daß bei so großartigen Festlichkeiten, wie die einer reichen Bauernhochzeit, von allen Einwohnern, die es irgend machen können, Gastfreundschaft geübt wird, da selbst der wohlhabendste Festgeber nicht imstande ist die Menge der geladenen Gäste bei sich unterzubringen.

Gegen 11 Uhr bewegte sich der stattliche Hochzeitszug zur Kirche. An der Spitze des Zuges das Brautpaar, gefolgt von den Brautjungfern in weißen Kleidern und reichlichem Blumenschmuck im Haar, und eine große Schar festlich geschmückter Mädchen und junger Burche, denen sich die Verwandten und Freunde des Brautpaares angeschlossen. Den Schluß bildeten die alten Leute und die Armen des Dorfes.

Marie war von ihrem Bräutigam reich beschenkt worden: ein schwerer silberner Gürtel umschloß ihren harten Leib und ihren Hals zierte ein kostbarer Kranzschmuck. Der Myrtenkranz, mit den weißen Blüten, hob sich trefflich von dem hellblonden Haare des Mädchens ab, und ein weißer Brautschleier umhüllte die zierliche Gestalt, und verhüllte halb ihr reiches Gesicht. Vor der Brust trug sie einen halbverwelkten Strauß von Kornblumen, den Abschiedsruß eines geträumten Glückes.

Gustav Richard schritt mit dem Stolze eines Siegers an der Seite seiner Braut, und wenn seine hohe, äftige Gestalt sich niederbeugte, um mit einem strahlenden Blicke seiner Auserwählten zuzulächeln, da konnte man unbefangener Beschauer wohl sagen: Glückliche Marie, das ist ein Mann, dem du vertrauen kannst, der dich schützen, der dich lieben wird! Arme Marie! Sie trug ja noch die welken Blumen an der Brust, und sie hatte sie nicht das Bild eines Andern aus ihrem Herzen zu reißen vermocht.

Wenn nicht schon die stramme, selbstbewußte Haltung, hätte das „Ehrenkreuz“ auf seiner Brust den einmaligen Soldaten verraten, und er durfte es sich erlauben: den tapfern Soldaten, denn nicht gerade ein Schmeichler, der mit solchem Ehrenzeichen prunkt, hat es durch seine Tapferkeit, hat es überhaupt verdient. Gustav Richard war 1866 mit der Garde nach Osterreich gekommen und hatte sich bei dem Sturm auf eine österreichische Batterie, bei Schlum, so sehr ausgezeichnet, daß ihm der Kronprinz selbst auf dem Schlachtfelde das Ehrenkreuz auf die Brust geheftet. Als der junge Unteroffizier, nach beendigtem Feldzuge, in seine Heimat zurückkehrte, war ihm das Gerücht seiner Heldenthat in hmaliger Vergrößerung vorausgeeilte, und die biederen Landbewohner staunten den jungen Helden an, und die jungen Mädchen sahen in ihm den leibhaftigen Erzengel, wie er mit flammendem Schwerte etliche Hundert armen Osterreichern ins Jenseits beförderte. Aber außer dem Ehrenkreuze hatte er noch etwas aus dem Feld mit nach Hause gebracht: eine Kugel in der Schulter, der er seinen ehrenvollen Abschied als „Invalide“ verdankte, die aber nur eine kaum bemerkbare Ungelegenheit des Armes zur Folge hatte.

Die kleine, mit Kränzen und Gewinden hübsch ausgeschmückte Kirche hatte sich bereits gefüllt mit Neugierigen, und der Küster hatte Mühe Bahn zu brechen durch den Hochzeitszug, der jetzt das Heiligthum durch die Kirchthüre betrat. Ein großer Teil der Hochzeitsgäste konnte die Schwelle nicht überschreiten, und bemühte sich draußen, auf den Beinen stehend, einen Blick in die Kirche zu werfen.

Da huschte durch ein kleines Seitenpförtchen eine Frauengestalt in die Kirche: ihr Anzug war nichts weniger als festlich, nachlässig und beschmüzt, den

Kopf hatte sie in ein schwarzes Tuch gehüllt, das ihr geisterbleiches Antlitz noch unheimlicher machte. Unbemerklich schlich sie an den Wänden hin und kauerte in einem dunklen Winkel des Kirchleins nieder. Von der Orgel ertönte ein Vorspiel zu dem feierlichen Choral, den der wohlgeschulte Männergesangsverein von der Emporbühne erschallen ließ, und das Brautpaar trat vor den ehrwürdigen Priester am Altare. Da richtete sich die unheimliche Frauengestalt in ihrem Lauschwinkel in ihrer ganzen Größe empor, den Körper vorgebeugt, starrte sie nach dem Altare, nach dem Brautpaar, nach dem Priester, dem sie die Worte von den Lippen las.

„Wo du hingehst, da gehe ich auch hin!“ Das war der Bibeltext, den der Pfarrer seiner Rede zu Grunde legte. In einfachen, schlichten Worten, aber in rührender, zum Herzen dringender Sprache schilderte der würdige Mann die Pflichten der Ehegatten: wie Liebe, Treue, unbeschränktes Vertrauen, und milde Nachsicht die Grundpfeiler einer glücklichen Ehe seien und wie jeder Teil dem andern zu Gefallen leben müsse: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin; wo du bleibst, da bleibe ich auch!“

Bei der ziemlich langen Predigt (selbst die Besten bringen es selten zu Stande kurz zu sein) weinte Marie tiefbewegt, und auch die weibliche Zuhörerschaft machte eifrigen Gebrauch von ihren Schnupftüchern, so weit solche vorhanden waren. Als nun der Geistliche mit einem „Amen“ schloß, und an die Brautleute die bedeutungsvolle Frage richtete, und als von den Lippen des Bräutigams ein mannhaftes freudiges „Ja“ ertönte, und als die Braut ein zitterndes, schluchzendes „Ja“ lächelte, da wurde die heilige Handlung durch ein merkwürdiges Ereignis unterbrochen. Aus einem finstern Winkel der Kirche erschallte ein gräßliches, wahn sinniges Lachen; und eine gellende Stimme schrie: „Nein, nein, nein! Fluch über Euch! Wo er hingegangen, gehet ihr auch hin! In den Tod, in den Tod! Ja, ha, ha!“

Einen Augenblick erschien über den Köpfen der Menge ein bleiches Haupt und erhobene Arme, dann verank die Erscheinung mit einem Schrei.

In der erschrocken Gemeinde entstand ein Tumult. In dem dunkeln Winkel sammelten sich die Menschen um ein Weib, das in Zuckungen sich auf dem Boden krümmte. An dem Altare selbst hatte man nur das entsetzliche Lachen gehört, die Fluchworte waren in dem allgemeinen Lärm verloren gegangen und nicht bis zu der heiligen Stätte gedrungen. Der Küster drängte sich durch die Menge und brachte dem erschrocken Geistlichen küsternd die Nachricht: „Eine Wahnsinnige! Man schafft sie soeben fort.“

Die Ruhe war wieder hergestellt und die heilige Handlung konnte beendet werden. Nachdem das junge Ehepaar am Altare „geopfert“, und auch die geladenen Gäste diesem alten Brauche nachgekommen, bewegte sich der Zug wieder in der alten Ordnung in den Hof zurück.

Untenwegs streckten die Leute die Köpfe zusammen und flüsterten sich ihre Bemerkungen zu: „Hat doch Recht gehabt, die alte Lenore, mit ihrem Reichenhuhn!“ — „Das arme Weib.“ — „Es hat ihr den Bestand geraubt.“ — „Kein Wunder.“ — „Die arme Mutter!“

V. Rosenkranz.

In dem geräumigen Tanzsaal waren inzwischen Tafeln hergerichtet, die in dreifacher Reihe den langen Saal füllten, und mit Speisen und Getränken

Hinkender Bote für 1884.



beladen waren. Nichts ist mehr geeignet trübe Paune zu vertreiben oder ein schweres Herz zu erleichtern als der Anblick einer wohlbesetzten Tafel, namentlich wenn neben dem schweren Herzen ein leerer Magen knurrt. Und die Mägen der meisten Hochzeitsgäste waren, nach der langen kirchlichen Feier, in dieser unzufriedenen Verfassung, und die trübe Stimmung, die schon vor der Hochzeitfeier manches teilnehmende Herz bedrückte und die sich bei dem Zwischenfall in der Kirche gesteigert, verslog wie mit einem Hauberschlage, und im Nu waren die Tische besetzt, und der Angriff auf Speisen und Getränke begann. Für das junge Ehepaar, seine Verwandte und für die bevorzugten Hochzeitsgäste, darunter der Herr Pfarrer, war eine Tafel in einem kleinen Seitensaal hergerichtet, und auch hier herrschte eine heitere Stimmung, die jedoch nicht geeignet war, das schwere Herz Mariens zu erleichtern, die nicht aufzublichen wagte, aus Furcht dem vorwurfsvollen Blicke aus ihr teuer gewesenen Augen zu begegnen, und die dem zärtlichen Geflüster ihres eben erst angetrauten Gatten kaum ein Ohr lieh.

Die Zahl der bei ländlichen Hochzeiten geladenen Gäste ist oft nach Hunderten zu zählen, aber die Herleitungen zur Bewirtung so vieler Menschen steht in gleichem Verhältnisse, und bei einer reichen Bauernhochzeit währt das Essen, Trinken und Tanzen volle drei Tage lang. Dabei dehnt sich die Gastfreundschaft, während der Jubeltage, nicht allein auf die geladenen Gäste, sondern auch auf solche Personen aus, die zufällig das Dorf berühren. Es fällt gar nicht auf, wenn ganz Unbekannte sich beim Feste einfänden, sich zu Tische setzen und sich's schmecken lassen; sie sind alle willkommen.

So saßen auch heute an der großen Tafel mehrere Ungeladene, und ihnen hatten sich Knechte und Hütungen des benachbarten Hofe zugesellt. Tüchtig war hier bereits dem Kornbranntwein zugesprochen, und die Stimmung in dieser buntzusammengewürfelten Gesellschaft war bereits eine ziemlich lärmende geworden.

Beseiden, am untern Ende der Tafel, saß, ruhig seine Mahlzeit einnehmend, ein ärmlich aussehender Handelsmann aus der Stadt, der, Geschäfte halber schon seit Jahren das Dorf besuchte. Weit und breit kannte man den ehrlichen Alten, der nicht, wie manche seiner Glaubensgenossen auf dem Lande, darauf ausging die Bauern zu übervorteilen, sondern redlichen Handel trieb, so daß man gerne mit dem alten Rosenkranz zu thun hatte. Trotz seines ärmlichen Auftretens galt aber der Jude für wohlhabend, und manchem Landmann hatte er schon in der Not mit einem kleinen Kapitale ausgeholfen, von dem er nur die üblichen Zinsen nahm.

Rosenkranz hatte, da er den Schnaps nicht liebte, nur wenig von dem herumgehenden Glase genippt, und beteiligte sich auch nur wenig an der immer lärmender werdenden Unterhaltung. Da warf einer der betrunkenen Knechte das Schnapsglas auf den Boden und schrie: „Pfui Teufel, ich kauf' aus keinem Glas, in das ein Jud' seine Schnanz gesteckt hat!“ und dabei schlug der benebelte Bursche mit der Faust auf den Tisch, daß Schüsseln und Gläser tanzen. Das war das Signal für die rohen Gesellen über die Juden, im allgemeinen, und über den armen Rosenkranz, im besonderen, herzufallen.

„Gast Recht, Sepp! S'ist 'ne Schand', einen Juden am Tisch zu haben!“ schrie der Andres vom Buchenhof. „Alle Juden sind Spitzbuben!“ schrie ein anderer.

„Hallunken! Halsabschneider!“
 „Gott der Gerechte, bin ich doch ein ehrlicher Mann!“ suchte der geängstigte Rosenkranz sich zu verteidigen.
 „Was da?!“ Jud' ist Jud'! Hinaus mit dem Schächerer!“ tobte der trunke Haufen. Die anständigen Gäste am Tische suchten abzuwehren und dem mißhandelten alten Mann in Schutz zu nehmen. Dieser hatte still seine Kramjachen zusammengerafft und suchte das ungestaltlich gewordene Haus zu verlassen. Doch ungefährdet sollte er seine Rückkehr nicht bewerkstelligen: ein paar wüste Gesellen waren aufgetaumelt hatten den Juden am Kragen gepackt, und unter Geheul und Gelächter schleppten sie den zitternden Alten gegen die Thüre, um ihn hinauszuwerfen. In diesem Augenblicke erschien, durch den wachsenden Lärm aufgeschreckt, Gustav Richard auf der Schwelle: „He da! Was giebt es dort?! Wollt ihr Ruhe geben? Was, in Schufte, ihr erfrecht Euch einen meiner Gäste zu beleidigen?!“ Mit zwei Säken war Gustav mitten unter dem lärmenden Haufen: mit Riesenkraft schleuderte er zwei der Knechte zur Seite, daß sie auf den Boden rollten, und befreite den alten Mann. „Jude oder Christ! In meinem Hause ist jeder Gast mir heilig und der da ist ein braver Mann! Hinaus mit euch Schurken, und schlaft eure Käusche aus auf dem Weie auf den ihr gebört!“ Grollend und schimpfend drückte sich die verblüfften Standalmacher zur Thüre hinaus, denn mit dem Gustav, daß wußten die Bursche, war nicht zu spaßen.

„Kommt, Rosenkranz“, sagte dieser freundlich zu dem zagenden Hausierer, „Ihr sollt an meinem Tische sitzen“ und damit zog er den halb Wiederstrebbenden an die Festtafel im Nebensaal.

Der Herr Pfarrer drohte lächelnd mit dem Finger: „Gustav, du hast eine sehr überzeugende Manier, dein Gastrecht zu wahren!“

Gustav lachte: „Hochwürden, das Hinauswerfen kenn ich im Kriege gelernt!“

Der Geistliche rückte seinen Stuhl: „Rosenkranz, setzet Euch neben mich. Gottlob, bei uns gilt jeder Ehrenmann, sei er Jude oder Christ.“

VI. Bekenntnisse.

Nach diesem Zwischenfall kam die Heiterkeit wieder zu ihrem Rechte. Der Haut Santerne (weicher Bordeaux) und der Muskat-Wein von Pünel, deren weine bei vornehmen ländlichen Hochzeiten, hatten zu Zungen gelöst. Der Pastor erzählte von seinen Reisen in Italien, das er als Hauslehrer mit einer gräflichen Familie durchzogen, und auch der junge Ehemann, durch seine „Handarbeit“ im andern Saale in ein kriegerische Stimmung versetzt worden, erzählte von seinen Feldzügen und von seinem Sturm auf die österreichische Batterie bei Chlum.

Auch zu Tischreden begeisterte der feurige Festweine und wenn die Trinksprüche der Bauern auch nicht so tief gefest waren wie die der Stadtherren, der Inhalt ist stets der gleiche. Ein Trinkspruch auf das junge Ehepaar wobei der Barbier, der als Festordner auch zur Ehrentafel gezogen worden, mit einem Tuche zum Hinauswedelte, ein Zeichen für die Raketenpf-Attillier, die auch alsbald losdomerte. Dann auf den König und Kriegsherrn Wilhelm, ebenfalls unter Raketenpf-dommer. Dann auf den Herrn Pfarrer, der in Gegenrede die Alt-Mark, die Wiege der Hohenzollern leben ließ. Die Tischreden wirkten schließlich einsteckend, ein halbes Dutzend sprach zu gleicher Zeit, alles mögliche und wenn nicht die Tafel aufgebaut



horden wäre, um die Speisefäle in Tanzsäle zu ver- wandeln, der alte Rosenkranz wäre auch noch einem rinkspruch zum Opfer gefallen. Der aber hatte sich, als die Wogen der Tischreden anfangen stürmisch zu werden, geräuschlos entfernt.

Die Tanzbelustigung begann. Und nun harrete der armen Marie eine schwere Aufgabe. Nach alt her- brachter Sitte hatte die junge Frau, mit dem Braut- kranz auf dem Kopfe, die Reigen zu eröffnen. Jeder ladene Mann, gleichviel ob verheiratet oder ledig, muß von der Gefeierten zu einem kurzen Rundtanz aufgefordert werden, und es wäre eine schwere Be- leidigung, wenn dabei irgend Jemand übergangen würde. Der frühere Gebrauch, daß die junge Frau im Tanze das sogenannte Brautlicht tragen mußte, nun mit Blumen und Bändern reich geschmückten Stab, an dessen Spitze brennende Lichter befestigt waren, war in Abgang gekommen, denn die Lichter löschten gar zu leicht beim Tanze, was dann als ein schlimmes Zeichen galt für das Glück der Neu- vermählten.

Wenn aber diese Rundtänze schon eine schwere Arbeit waren für eine glückliche Braut, mit einem rechten Herzen, wie um so schwerer für die arme Kornblumenmarie, die in dem Freudenjubiläum, der sie angab, mit Schmerz und Jammer kämpfte. Doch eilt sie sich wacker, die Blicke der ganzen Gesellschaft richten auf ihr, und sie fühlte, daß sie sich zusammen- nehmen, daß sie tapfer sein mußte, um sich und die Brüder vor Schande zu bewahren.

Als jedem männlichen Gaste die Ehre eines Rund- tanzes zuteil geworden, und nachdem, der Sitte gemäß, der junge Chemann mit seiner Frau in einem Walzer zu Schluß gemacht hatte, zog sich das junge Paar zur Erholung von diesen Tanzstravagen, in das „Staatsstübchen“ zurück, wo Marie erschöpft in einen Sessel sank, und, unfähig sich länger zu beherrschen, dem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft machte.

Erschrocken beugte sich der junge Mann zu ihr nieder: „Marie! mein liebes Weib, was hast du, warum einst du?“

Die junge Frau machte eine gewaltsame Anstrengung, die Thränen zu unterdrücken:

„Gustav, ich bin jetzt dein angetrautes Weib, und was ich am Altar geschworen, ich will meine Pflichten pünktlich erfüllen. Auch ein Geheimnis, Gustav, darf nicht länger vor Dir verbergen, und in dieser Stunde sollst du in mein Herz schauen.“

Erwartungsvoll ließ sich Gustav neben seiner Frau nieder, und zärtlich ihre Hand fassend, sprach er:

„Rede, meine liebe Marie, ich höre.“

„Gustav, als dein Vater bei dem meinigen für dich mich freite, hast du geglaubt, ein reiches Mädchen zu sein?“

„Dem hab' ich niemals nachgefragt.“

„Ich aber muß dir's jetzt sagen, es ist meine Pflicht. Gustav, ich bin ein armes Mädchen, der Hof meines Vaters ist schwer verschuldet, er steht am Rande des Ruins.“

„Gewußt hab' ich's nicht, aber geahnt. Die Leute haben ja vieles darüber geschwätzt, und der Rosenkranz hat mich sogar gewarnt.“

„Und doch hast du's gethan?“

„Es war mir um Dich zu thun, Marie, nicht um ein Geld.“

„Du bist ein braver Mensch, Gustav. Wollte Gott, könnte deiner Brautheit ein freies Herz entgegen-

bringen. Hast du wirklich nicht gewußt, daß mein Herz einem andern gehört?“

Gustav sprang vom Stuhle auf und sah seiner Frau erschrocken ins Gesicht: „Wie, also wäre es wahr? Mein Vetter Karl?“

Marie nickte.

„Darum also ist er vom Feste weggeblieben? Beim allmächtigen Gott, Marie, ich hab's nicht gewußt. Hab's für ein nichtiges Gerede gehalten. Also verkauft hat man dich, verschachert! O mein Gott!“ der junge Mann sank auf den Sessel zurück und barg sein Gesicht in die Hände.

Jetzt erhob sich Marie, berührte sanft seine Schulter und sagte: „Beruhige dich, Gustav. Es war Pflicht gegen meine Eltern, ich konnte nicht anders. Gott wird mir die Kraft geben den — den andern zu — zu vergessen und auch — er wird's verwinden. Gustav, ich werde dir ein treues Weib sein, du wirst dich niemals über mich zu beklagen haben!“

Gustav ergriff die Hände seiner Frau und blickte zu ihr auf: „Du braves Herz! Hätte ich's gewußt, wahrhaftig, den Schmerz hätt' ich dir erspart, es wäre nicht geschehen. Doch jetzt, da das Unabänderliche geschehen ist, jetzt wollen wir's zusammen tragen.“ Der junge Mann erhob sich, und streckte, wie zum Schwur die Hand empor: „Marie, Gott hört mich. Mein Leben lang will ich dir's vergelten, und wenn ein Mann durch Liebe und Treue vermag ein Weib glücklich zu machen, — du sollst es auch noch werden, an meiner Seite!“

VII. Der rote Fieder.

Es ist Abend geworden. Die Tanzmusik schweigt, und die Speisetafeln sind wieder aufgestellt. Und da sitzen sie wieder und essen und trinken, als hätten sie den Tag über gefastet. Es ging jetzt an das wichtige Geschäft des „Brauthahn-Sitzens“. Das ist ein seltsames Wort, und es dürfte den größten Gelehrten schwer fallen, einen Zusammenhang zwischen dem Wort und der Handlung herauszufonstruieren. Jedenfalls aber ist die Handlung wohlklingender als das Wort, denn sie hat Gold- und Silberklang. Ein ansehnlicher Teller macht die Runde um den Tisch, und das scharfe Aufklappen eines Geldstückes ist ein „Paskauf“ für den Nachbar, der einen neugierigen Blick auf den Teller wirft, um zu erspähen, was der Vordermann gegeben hat. Die Sammlung ist ein Hochzeitsgeschenk für das junge Paar. Andere Hochzeitsgeschenke, wie sie in der Stadt gegeben werden, und bei denen Butterdosen, silberplattirte Leuchter und andere „Kostbarkeiten“ eine Rolle spielen, kennt man auf dem Lande nicht, die Bauern lieben das Solide, das Klingende. Der Teller zirkulirte erst an dem „Herrentische“, wo die Verwandten und die bevorzugten Gäste saßen, bei denen auch das junge Ehepaar wieder den Vorkurs führte. Hier fielen zumeist Goldstücke. Die Familien der Richards und Lenzen suchten sich förmlich zu überbieten, und als der alte Lenz prahlerisch ein Häuflein Gold auf den Teller warf, konnte man's kaum ahnen, daß es mit ihm so schlimm stehe. An den Tischen im großen Saale war man schon weniger eingenommen für die „Goldwährung“, hier fielen die harten Silberthaler, die sich weiter herunter in Groschen ver- wandelten, und mancher Platz da unten wurde auch zeitweise leer, da die Insassen das Bedürfnis fühlten, so lange frische Luft zu schöpfen, bis der verhängnis- volle Teller passiert war.

Während das „Brauthahn-Sitzen“ vor sich ging,

betrat ein hoher, breitschulteriger Mann den Saal. Wir erkennen in ihm wieder den „roten Frieder“ aus dem ersten Kapitel. Seine Absicht, sich zu seinem „Einzug in die Heimat und bei seinen lieben Verwandten“ umzukleiden schien er nicht ausgeführt zu haben. Wie dort, trug er noch den nachlässigen Anzug, den Schlapphut trotzig auf den struppigen Kopf gestülpt, und trotzig durchschritt er den Saal, an den verblüfften Gästen vorüber, die ihn mit scheuen Blicken betrachteten und flüsternd die Köpfe zusammensteckten. Auf der Schwelle zu der „Herrenstube“ machte er Halt und die Gesellschaft überblickend lästete er den Hut ein wenig: „Holla! Da geht's ja hoch her!“

Als hätte eine Bombe eingeschlagen, fuhr die Gesellschaft in die Höhe.

„Der rote Frieder!“
 „Ja, der rote Frieder! Bitte meine Herrschaften, behalten Sie Platz! Allzuviel Ehre“, rief der Rote mit höhnischem Lachen. „Bin zwar nicht geladen zur Hochzeit meines Neffen, doch die ungeladenen Gäste sind ja die liebsten. Nicht wahr Bruder Heinrich?“

Der alte Lenz war erschrocken aufgesprungen, und hatte sich hinter den breiten Rücken seines Gegenwärtigen geschlüchtet. Dieser, der Ortschulze, stand hoch aufgerichtet, und seinem Bruder einen finstern Blick zuwerfend, sagte er sich mühsam beherzchend: „Frieder, Unglücklicher, wo kommst du her, und was willst du hier?“

„Wo ich herkomme?“ schrie der Rote, „da, frage den Lenz! Wie der Kerl zittert! Schüttelt dich dein Gewissen, he? War's nicht ein lustiges Feuer, alter Sünder!? Hat's dich doch zum reichen Mann gemacht, mich aber zum Bucht-häusler! Hab' zehn Jahre lang Woll' gesponnen! Ho, ho, ho! War ein einträglich, ein lustig Handwerk!“

„Pade dich! rief der Ortschulze zornig. „Kommst daher um Eandal zu machen, und meinen Gast zu beleidigen?“

„Da schau ihn an, den Jammermensch!“ rief der Frieder und schüttelte seine Faust gegen den alten Lenz. „Wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, hättest du Wolle spinnen müssen und nicht ich!“

„Jetzt ist's genug!“ schrie der alte Hofwirt vom Born übermamt. „Hinaus mit dir! Schmach und Schande hast du über uns gebracht, du — du Brandstifter! Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Hinaus, oder ich vergesse mich und . . .“

„Necht so, hebe mich mit Hundsn vom Hofe meines Vaters, wie der schuftige Lenz dort gethan, ehe er sich selbst den roten Hahn aufs Dach gesetzt! Doch nein“, setzte er finster hinzu und krenzte die Arme, „doch nein, die Sünde will ich dir ersparen. Ich gebe ins Glend zurück! Hast genug auf dem Gewissen, Bruder Dorfschulze! Meinst, ich weiß es nicht, daß Du den Vater aufgehetzt, daß er mich enterbe, weil ich ein wilder Bube war? Hast mich mit Weib und Kind dem Schuftsn dort in den Rachen gejagt. Ich gehe,

aber eines müßt Ihr noch hören: Zehn Jahre lang habe ich jeden Tag verflucht in meiner vergitterten Zelle, und meinen Jammer und meinen Haß in mich hineingefressen, aber verfluchter als alle diese Tage ist mir der erlebte erste Tag meiner Freiheit geworden! Ha, ha, ha! Das ist ein Empfang in meinem Vaterhaus! Mein Bruder wirft mich zum Haus hinaus wie er mich zu meinem Erbe hinausgeworfen hat; mein Weib — nun, ihr habt sie ja gesehen in der Kirche, und mein Sohn Karl, — freilich nur der Sohn eines Bucht-häuslers, aber der bravste Kerl . . .“ Dem Manne versagte das Wort und sein gewaltiger Körper zitterte vor innerer Aufregung.

„Halt ein, Frieder“, rief der Schulze erschrocken. „Nicht weiter! Ich weiß was du sagen willst, ich werde Dich später sprechen! Du thust mir Unrecht, ich hab' den Vater nicht gegen dich aufgehetzt! Ja es ist ein schlimmer Tag für dich! Und — und, es thut mir wirklich leid, es ist ein Unglück . . . aber . . .“

Marie, die zitternd dem Streite zugehört, und mit zagender Teilnahme den „roten Frieder“, den Vater



„Lieber Dufel, sei ruhig und sei gut!“

als sie den starken Mann vor Leidenschaft beben sah, trat sie schüchtern und unwillkürlich auf ihn zu, und mit vor Rührung zitternder Stimme sagte sie: „Lieber Dufel, denn der bist Du ja jetzt, sei ruhig und sei gut. Sie meinen's nicht so schlimm. Ich glaube nicht, daß du ein so schlechter Mann bist. Ich will dich lieb haben, und dein Weib, ich . . .“

Der Mann starrte den lieblichen Weifen fast erschrocken ins Gesicht. Das war ja ein Liebeston, wie er in vielen Jahren nicht vernommen, der sonderbar sein starrs Herz bewegte. Da rief der alte Lenz:

„Marie, was fällt dir ein? Sieher zu mir und laß den Lumpen laufen!“

Da wars beim Frieder mit der Rührung vorbei, und rauch stieß er die junge Frau zurück: „Fort von mir, Lenzens Tochter! Willst mirs auch anthun mit deinen Kornblumen-Augen? Willst mich lieb haben, und hast meinen Karl zu Grunde gerichtet, treuliche falsche Dirne?! Haben sie dir's verheimlicht, um die Freude nicht zu verderben? Freilich, Hochzeit und die Sterbglode passen schlecht zusammen! Hast's wirklich nicht gewußt? Mein Sohn Karl, dein abgedanktes Schak, den dein Vater von seinem Hof gehet, vor einstens mich, Karl, der stolze Borreiter vor deinem Hochzeitswagen, draußen in dem Steinbruch liegt er mit zerschmettertem Schädel, und daheim tobt mein Weib im Wahnsinn! Und nun aufgepielt von Musikanten, einen lustigen Hochzeitswalzer! Hinaus über Euch alle!“

VIII. Wenn es nur immer so bliebe!

Zehn Jahre, nach den letzten Ereignissen, sind verfloßen. Der Todeschred über den entsetzlichen Unfall tritt an ihrem Hochzeitabend, mit seinen Enthüllungen,

hatte die Kornblumen-Marie auf das Krankenlager geworfen. Eine Hirnentzündung bedrohte ihr junges Leben. Wochenlang saß ihr Gatte an ihrem Schmerzenslager und kühlte ihre glühende Stirne mit Eis, und läuschte mit wehem Herzen den Fieberphantasien seines Weibes, in denen der tote Karl stets eine Rolle spielte. Aber unermüdetlich war seine liebevolle Pflege, kaum gönnte er sich eine Stunde Schlaf. Und als nun endlich eine günstige Krisis eintrat, und der Arzt dem jungen Mann die Hand reichte und sagte: „Jetzt haben wirs gewonnen, nächst Gott und meiner schwachen Kunst (man sieht der Doktor war ein aufrichtiger Mann) hat Marie es deiner treuen Pflege zu danken, daß sie dem Leben erhalten bleibt,“ — da weinte Gustav Thränen des Dankes und des Glücks, und wiederholt gelobte er sich im Herzen, der armen Dulderin das Leid, das er ihr unbewußt zugefügt, zu vergelten. — Aber der Tod, der mitleidig die Knochenhand zurückzog, die schon ausgestreckt war, die „arme Kornblume“ zu pflücken. Der Tod hatte bei den andern Familiengliedern im Laufe dieser fünf Jahre reiche Ernte gehalten, und den jungen Richard zum Herren des Schulzenhofes gemacht. Seine Mutter, schon seit lange kränklich, war ein Jahr nach dem Hochzeitsfeste an der Auszehrung gestorben, und der Gram über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, und der Arger über die Aufführung seines Bruders, des roten Frieder, der ein wüthes, unstätes Leben führte, und seinen Haß gegen seinen Bruder, den er nur den „Erbfleischer“ nannte, bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, fraß an seinem Herzen, und nach Jahresfrist folgte er seiner Gattin zur ewigen Ruhe.

Auch auf dem Tannenhof zu Thalheim war alles anders geworden. Der Ruin des Hofbauers war, roß der Opfer, die sein Schwiegerohn ihm fast über sein Vermögen brachte, nicht aufzubalten gewesen. Der Tannenhof kam unter den Hammer, und eines Tages war der stolze Hofbauer mit dem kleinen Reste seines Vermögens verschwunden — wie man vermutete nach Amerika ausgewandert. Seine verlassenere Frau war auf dem Schulzenhofe mit offenen Armen aufgenommen worden, und es war nach dem vielen Elend wieder eine glückliche Stunde, als Marie ihr liebes Mütterle an ihr Herz schloß. Die Frau des roten Frieder war zwar körperlich wieder genesen, aber eine tiefe Schwermut verdüsterte ihren Geist. Stundenlang brachte sie auf dem Grabe ihres Sohnes zu, und zwischen den Gebeten, die sie murmelte, konnten die Besucher des Kirchhofes auch, durch plötzliche Aufschreie von Haß und Rache, erschreckt werden. Und Haß und Rache war auch das Lebensziel des roten Frieder geworden. Schon der Anblick des Schulzenhofes konnte ihn in Wut versetzen, und er konnte drohend die Faust schütteln und Flüche murmeln: „Erbfleischer, auch eure Stunde wird kommen, und ich — ich will sie euch nicht verpassen!“ Er trieb ein unstätes Vagabundenleben; nur wenn die äußerste Not, der Hunger, ihn zwang, tagelohnte er bei den Bauern, sonst streifte er in Feld und Wald umher, stellte Vogel- und Hasen- fchlingen, und — wilderte. Wald wurde er ein berühmter Wildschütze, und wenn man in stiller Nacht in dem nahen Herrschaftswald einen Schuß fallen hörte, da mußten die Bauern: das ist des roten Frieders Büchse. Der herrschaftliche Hutförster lag nächstelang auf der Lauer, um den letzten Wilddieb zu erwischen, aber bis zur Stunde war es ihm noch nicht gelungen, ihn auf der That zu ertappen, und der Frieder lachte ihm noch höhniſch unter die Nase. Der Förster knirschte

vor Wut und schwur dem Roten Tod und Verderben. Die Zeit heilt auch die schmerzlichsten Wunden, und auch auf Marie hatte sie ihren wohlthätigen Einfluß geübt. Sie wurde nach und nach ruhiger, ja sie wurde glücklich an der Seite ihres braven Mannes, der sie auf den Händen trug und redlich erfüllte, was er sich gelobt hatte, — sein junges Weib ihren Schmerz vergessen, sie glücklich zu machen.

Zwei gesunde, prächtige Kinder, ein Junge und ein Mädchen, befestigten das Glück des Richard'schen Ehepaars, und die trüben Schatten der Vergangenheit verblaßten immer mehr und waren nicht mehr imstande den Sonnenlanz der Gegenwart zu verbüßern. Jedes Jahr am Allerheiligentage besuchte Marie mit ihrem Manne das Grab des unglücklichen Karl und bedeckte es mit Blumen, unter denen die Kornblume besonders vertreten war. Marie liebte dies blaue, treue Blümchen noch immer, fast täglich schmückte sie sich mit einem Sträußchen, wie sie es an ihrem Hochzeitstage getragen, und lieferten die Felder die beidseitige Blume nicht mehr, so lieferten ihre Blumentöpfe reichlichen Ersatz. So blieb sie ihrem Namen „Kornblumen-Marie“ getreu, und getreu den wehmütigen Erinnerungen, die sich an diesen Namen knüpften. Ihre Veruche, sich ihrem Oheim, Friedrich Richard und seinem Weibe, den Eltern ihrer Jugendliebe, in freundsicher Weise zu nähern, mußte sie aufgeben, denn sie wurde barsch und feindselig zurückgewiesen, und doch gelang es ihr, Mittel und Wege zu finden, die unglückliche Frau in ihrem Elend zu unterstützen, ohne daß diese ahnte, woher die oft sehr willkommene Hülfe komme. Ein öfter und gerne gesehener Gast auf dem Schulzenhofe war der alte Rosenkranz. Der Hausierer hatte ein dankbares Herz und hatte nie vergessen in welcher edelmütigen Weise der junge Richard bei der Hochzeit sich seiner, des mißhandelten Juden, angenommen. Von den Kindern wurde der „Onkel Rosenkranz,“ wie sie ihn nannten, jedesmal jubelnd empfangen, hatte er doch meist ein kleines Geschenk für sie in seinem Schubfackel: selbstverfertigtes Spielzeug, und für die Eheleute Richard und die Mutter Lenz war er der stets willkommene Überbringer von Neuigkeiten aus der Stadt, die er bei einer Schale Kaffe zum Besten gab. So war nach vielem überstandenen Leid, Glück und Zufriedenheit auf dem Schulzenhofe wieder eingezogen, Ach — „Wenn es nur immer so bliebe!“

IX. Auf dem Anstand.

Eines Abends, beim Nachtessen, sagte der Hofbauer: „Es ist doch ärgerlich, die Wildschweine sind schon wieder aus dem Wildpark ausgebrochen und haben mir meinen Kartoffelacker verwüßt. Wenn sie auch auf meine Erbsenfelder geraten, ist mirs doch nicht einerlei. Wenn die großen Herren sich Wildparke halten, so sollen sie auch dafür sorgen, daß ihre Lieb-linge dem Bauern die Ernte nicht vor der Nase weg- fressen. Ich denke, ich will heute Nacht auf der „Erbsen- breite“ Schildwache stehen, und wenn die Sauen sich auch meine Erbsen schmecken lassen wollen, will ich ihnen einen Willkomm auf den Pelz brennen, daß ihnen das Wiederkommen verleidet soll.“

„Gustav,“ sagte Frau Marie besorgt, „in dieser finstern Nacht! Der Förster ist ein strenger Mann, und dann, dein Oheim, der rote Frieder, der dich haßt. Du weißt, das ist gerade die rechte Nacht für ihn im Walde zu wildern. Wenn der dir begegnet! Gustav, ich habe bang, bleibe zu Hause, mir zu Lieb.“

„Pah,“ lachte dieser, „der Förster kann mir nichts



anhaben; ich schütze nur mein Eigentum; und der rote Frieder? Der geht wir aus dem Wege, wo er kann, den hab' ich nicht zu fürchten. Ich, Unteroffizier bei den Königsgranadiere! Sei kein furchtsam Kind, meine kleine Marie."

Marie beruhigte sich: Ein Mann wie Gustav! Sie hatte wirklich nichts zu besorgen.

Als die Schwarzwälder Uhr in der Bohnstube 10 Uhr schlug, nahm Gustav seine Doppelbüchse vom Galen, lud beide Läufe mit grobem Schrot, und sich von seiner Frau mit einem Kuß verabschiedend: „Gute Nacht, Marie, in zwei Stunden bin ich wieder zurück,“ trat er in die finstere Nacht hinaus.

Hoch oben, am Rande des zu einem Wildparke eingefriedigten Herrschaftswaldes, lagen Richards Kartoffel- und Erbsenfelder, die „Erbsenbreite“ genannt. Die Felder waren von dichtem Buschwerk umgeben, und die in Trümmer liegende Einfriedigung zeigte genugsam, daß das Wild sich gewaltsam Bahn auf die Dorfsgemarkung gebrochen hatte.

Der Wind hatte die schwarze Wolkendecke zerrissen und der Mond warf ein ungewisses Licht auf die Scene, die sich da unten abspielen sollte.

Aus dem Buschwerk traten ein Mann und eine Frau. Der Mann spähte vorsichtig umher, ehe er die Pflanzung betrat. Er hatte eine Büchse unter dem Arme, das Weib trug einen Sack und einen Spaten. Der Wildschütze Friedrich Richard, der rote Frieder und sein Weib.

„Marg'ret, dort ist der Kartoffelacker. Spüte dich! 'S ist ja unser eigen Sach! Schande über die Erbschleicher, daß wir's bei Nacht und Nebel holen müssen. Ha, ha, ha!“ lachte er halb laut vor sich hin: „Morgen früh, Herr Kesse, haben's die Säue gethan!“

Das Weib schaukelte emsig und schweigend in dem Kartoffelacker und füllte den Sack. Der Frieder hob ihr die schwere Last auf die Schulter: „Nest, marsch, heim auf deinen Strohsack. Ich bleibe hier auf dem Anstand. Morgen, Marg'ret“ jubelte er, „essen wir Wildschweinbraten zu unserm Erdäpfeln.“

Das Weib wandte sich zum Gehen. Da faßte Frieder rasch ihren Arm: „Wst! hörst du nichts?“ und den Kopf vorgebeugt lauschte er nach dem dichten Buschwerke hin.

„Es rauscht im dürren Laube,“ flüsterte die Frau, „es wird der Wind sein, oder ein Wild.“

„Nein, es ist ein Mensch!“ stieß der Rote hastig hervor: „Der Fö:ster! Rasch, hinter den Busch in den Graben, und keinen Laut, wenn dir dein Leben lieb ist!“

Zu Nu war das unheimliche Paar verschwunden und lauerte in einem, von dichtem Unterholz gedeckten, Graben nieder.

Es rauschte stärker im Laube, dürre Zweige knackten, und — Gustav Richard betrat den freien Platz. Auch er blickte sich forschend um: „War mir's doch als hätte ich Stimmen gehört? Hallo! Wer ist da?! Pah, ich hab' mich getäuscht; wer hätte auch um diese Zeit da oben etwas zu schaffen.“ Er warf einen Blick über sein Ackerfeld, und bemerkte, bei dem Dämmerlichte des Mondes, die frisch aufgewählte Stelle auf einem Kartoffelacker: „Bei Gott, die Kanailleen waren wieder hinter meinen Erdäpfeln! Na, wartet nur, ihr Vester, heute will ich euch das Salz liefern zu euern Kartoffeln!“ Richard ließ sich hinter einem dichten Dornbusche auf einem Baumstumpfe nieder, die Büchse schußbereit über seinen Schoß gelegt. Von dieser Stelle aus konnte er sein ganzes Feld überblicken und eintretenden Falles

mit seiner Flinte bestreichen. Die Nacht war still wie das Grab. Der Wind hatte sich gelegt. Nicht ein Lüftchen regte sich in den Wipfeln der Bäume. Nur des Mondes Strahlen webten geheimnisvoll in den dunkeln Blättermassen und warfen seltsam gestaltete Schattenbilder auf die Felder herüber. Jetzt wurde der langgezogene Flönton eines Brachhubus von den fernem Wiesenniederung laut. Aber den vom Mond beleuchteten Pfad huschte geräuschlos ein Wiesel und verschwand im hohen Grünwerke des Ackerandes. Vom Dorfturm tönte Glockenschlag und gleich darauf drang auch der Schall des Wächterhornes durch die laue Luft.

„Schon eils Uhr? So ist's! Wenn man auf das Viehzeug wartet, so kommt es nicht. Drolle ich mich jetzt nach Hause, so finde ich morgen sicher meinen Acker durchwühlt, und kein Mensch zahlt mir den Schaden. Noch eine Stunde will ich bleiben. Stups, ich mir eine.“ Richard nahm seine Pfeife aus der Tasche, ein Bündhölzchen stammte einen Augenblick auf und Gustav begann zu rauchen.

„Beim Fenster, es ist Gustav!“ flüsterte der Frieder in seinem Versteck. „Der Dummkopf wird das Wild verschrecken, mit seinem dummen Rauchen. Morgen, hütschte er zwischen den Fährnen, „dort sitzt unser Feind, der Räuber meines Erbe, im Bereiche meiner Flugel! Beim Teufel, es juckt mir der Hinterrücken.“

„Am Gotteswillen,“ flüsterte die Frau zurück. „Frieder, keinen Werd! Ich rufe um Hülfe!“

Der Wildschütze ließ mit einem unterdrückten Fluchen die schon erhobene Büchse sinken. „Na, für ein ander mal!“

Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und das Wild zeigte sich. In geräuschlosem Fluge war noch eine Schleiereule an dem Schützen vorüber gestrichen, aber Gustav kannte die Nützlichkeit des so arg verlebendeten Nachtvogels, und wenn er auch die Flinte übernd an die Schulter hob und mit dem Laufe den Mäuselänger verfolgte, er hätte sich ein Gewissen daraus gemacht den nützlichen Vogel zu töten.

An Mitternacht fehlten nur noch wenige Minuten, dann trat ja die Stunde ein, wo nach einem lächerlichen Aberglauben, alles das sich rührt und regt, was hier das Licht des Tages scheuen muß. Da begann auch der wilde Jäger, der nimmer zur Ruhe kommt, Hadelberg, seinen graunigen Jagdzug. Unter Hallen Beifschentknall und Hundegebell zieht der tolle, verumsehene Forstmann mit seinem gespenstigen Troß durch die Lüfte, über Wald und Feld, und mancher alte Jäger und Hirte schwört darauf, den nächtlichen Spuk mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auf der Dorfkirche schlug es zwölf Uhr. Richard erhob sich, schulterte die Büchse, und schickte sich zum Heimweg an. Nicht die Furcht vor dem „wildem Heer“ trieb ihn nach Hause, er lachte über die Dummköpfe, nein eine Sehnsucht nach Weib und Kindern überlief ihn. „Sie ängstigt sich um mich. Mein gutes Weib ist am Ende gar noch was geliebt. Sol der Hecker die Kartoffeldiebe! Aber geschenkt ist's Euch nicht Auf Wiedersehen!“

Richard hatte noch nicht zwei Schritte gethan, als krachte es verdächtig im dichten Unterholz. Er blieb lauschend stehen, zog die beiden Fährnen seiner Büchse auf und machte sich schußfertig. Wieder brach und rumorte es im Dickicht, und scharfen Blickes spähte der Förster seines Feldes nach der Einfriedigung des Wildparks. Da arbeitete eine Vache, mit ihren Frischlingen, die

urch die gebrochene Umzäunung, und warf sich auf das Erbsenfeld.

„Bei Gott, da sind sie.“ Richard warf die Büchse in die Schalter und, ohne scharf zu zielen, feuerte er einen Lauf in den dichten Haufen ab. Ein Schreien und Gungeln und — der ganze Rudel Schwarzwild tobte auseinander und verschwand im Dunkel des Waldes. Nur ein Frischling lag zappelnd auf dem Felde. „Wohlbekomm's," lachte der glückliche Jäger, die Büchse werden sich freuen über den fetten Braten!" und er wandte sich zum Fortgehen.

Da scholl hinter ihm eine mächtige Stimme: „Halt! Stehen bleiben!"

Erstrocken wandte sich Richard um, und lebhafter lockte sei Herz.

Am Waldrande stand eine hohe Jägergestalt und hatte drohend die Flinte erhoben.

„Stehen bleiben! Hab dich endlich, verdammter Wildddieb?! Nieder mit der Büchse!"

Gustav hatte sich wie er gefaßt: „Herr Förster, ich bin kein Wildddieb. Dort liegt die Wildsau, sie ist Euer. Ich hab meine Felder vor dem Raubzeug geschützt, und das ist mein Recht!"

„Deine Felder!?"

„Wie dummst du Malunke da an?! Roter Frieder, ich kenne dich! Nieder mit der Büchse, Wildddieb, der ich schieße!"

„Schießen? dummes Zeug!" erwiderte Gustav. „Ich bin nicht der rote Frieder, ich bin Richard vom Schulzenhof! Zeigen Sie mich an, Herr Förster, und wenn ich strafbar bin, werd' ich Strafe bezahlen. Gute Nacht!" Und sorglos wendete er sich heimwärts.

„So entkommst du nicht, Roter!" schrie der Förster. „Steh Malunke!"

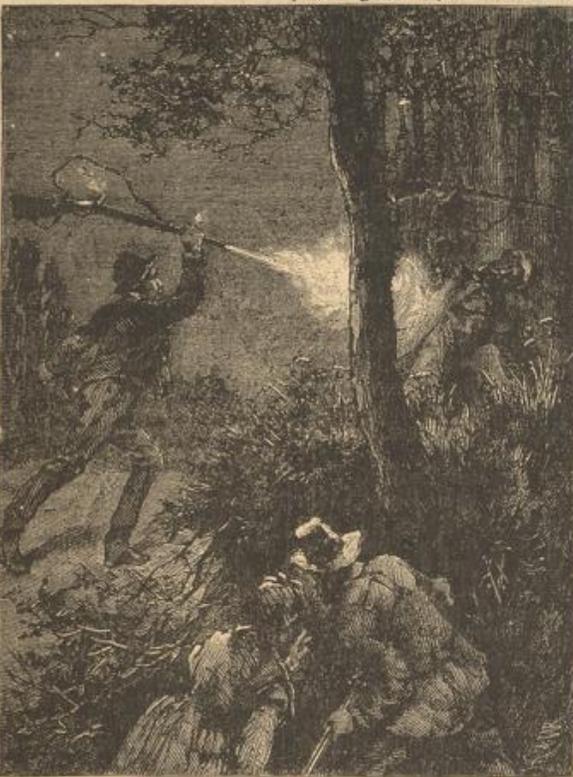
Und fast gleichzeitig krachte der Schuß.

Getroffen zuckte Richard zusammen. Die Schrotkugeln hatten seinen Arm gestreift, an seiner Hand herunter rieselte warm das Blut.

„Was das so gemeint!" schrie in aufwallendem Muth die Stimme der Betroffenen, und, seine Büchse am Laufe lassend und den Kolben hochgeschwungen, sprang er dem Förster entgegen, der seinerseits den zweiten Hahn aufzog und seine Flinte zur Verteidigung an die Schulter warf. Richard war verloren — doch blieb dem Förster keine Zeit zu einem zweiten Schusse, aus Richards Büchse krachte es, und der Forstmann stürzte mit einem gellen Aufschrei zu Boden. Gustav ließ erstrocken die Büchse fallen, und blickte entsetzt auf den unglücklichen Förster, der sich zu seinen Füßen stürzte, mit den Händen krampfhaft in das Gras

griff, und endlich, sich auf den Rücken wälzend, regungslos, mit starren, offenen Augen, liegen blieb. Was war das? Richard hatte nicht geschossen. Das hatte er nicht gewollt. Die hochgehobene Büchse hatte einen schwanken Zweig gestreift, und dieser den Drücker des ausgezogenen Hahnen gelöst. Ein unglückseliger Zufall. Eine namenlose Angst überkam den unglücklichen Schützen, „Mörder" rief es in seinem Innern. Entsetzen erfaßte ihn, und wie ein gehetztes Wild floh er, durch den Wald, der Heimat zu.

Als er, nach halbständigem Keunen, den Wald durchmessen und den freien Wiesengrund betrat, lag vor ihm, vom Monde hellbeleuchtet, der Schulzenhof, sein Heim, in welchem jetzt sein Weib und seine Kinder ahnungslos schlummerten. Er stöhnte laut auf und



aus Richards Büchse krachte es und der Forstmann stürzte mit einem gellenden Aufschrei zu Boden

schlug die Hände vors Gesicht — ein unglücklicher Mann. Sein verwundeter Arm schmerzte, — er warf die Jacke ab und verband die Fleischwunde mit seinem Taschentuch. Dann wusch er die schweißtriefende Stirne und überlegte. Mit Schrecken vermischte er jetzt erst seine Büchse, er hatte sie oben auf dem Unglücksplatze liegen lassen, und auch seine Tabackspfeife, die ihm als er den Schuß erhielt, entfallen war. „Das sind meine Verräter, wenn die Leiche des Unglücklichen gefunden wird," stöhnte er. „Und vielleicht — Gott wolle es — ist er nur verwundet, und muß da oben hilflos verenden. Ich muß zurück, vielleicht noch Hilfe möglich. Es muß sein um jeden Preis!"

Als er nach einer weitem halben Stunde, keuchend, den Platz wieder betrat, und sich suchend umschaute, war zu seinem Erstaunen der Körper des Forstmannes verschwunden.

Kaum konnte er, beim Lichte des Mondes, die Stelle wieder erkennen, wo er gelegen; sie war offenbar geebnet und gesäubert worden, nicht einmal Blutspuren konnte er entdecken. Auch suchte er vergebens nach seiner Büchse und nach seiner Pfeife, auch sie waren nicht mehr da. Ein glücklicher Gedanke flog durch sein Hirn: Sollte der Förster nur leicht verwundet worden sein, und sich mit diesen Zeugen der That entfernt haben? Er wollte ja gerne für seine Unvorsichtigkeit büßen, nur nicht den Tod eines Menschen auf dem Gewissen haben, vor diesem Unglück möge ihn Gott bewahren. Aber auch das Wildschwein war von dem Acker verschwunden. Nun, das angeschossene Tier konnte sich ja wieder in den Wald geflüchtet haben. Ja, ja, so wird es sein. Dieser hoffende Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, und mit milderem Herzen schlug er den Heimweg ein.

Zu Hause fand er alles in tiefem Schlaf versunken, erschöpft warf er sich auf sein Bett.

Aber schon graute der Morgen und noch hatte der von seinen Gedanken gequälte Mann keine Ruhe gefunden. Als ihn endlich doch der Schlaf übermannte, verfolgten ihn die Schreckensscenen im Traume: der Förster, totenbleich und mit blutender Brust, stand vor seinem Lager, drohend erhob er die Hände und „Mörder!“ „Mörder!“ gelte es ihm in die Ohren. Laut stöhnend wand der Schläfer sich auf seinem Lager, aber die Schreckensgestalten wollten nicht weichen. —

X Am andern Morgen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Richard im Schweiß gebadet erwachte. Er rieb sich die Augen. Hatte er nur so schwer geträumt, oder war es Wirklichkeit, was ihn gequält? Da fiel sein Blick auf den verbundenen Arm: — Also doch! und seufzend sank er in die Kissen zurück.

Da trat sein Weib in die Schlafstube, die Kornblumen-Marie, im Sonntagsstaate, strahlend in Schönheit und Jugend, ein glückliches Lächeln auf den Lippen: „Guten Morgen, Herr Langschläfer. Bist spät nach Hause gekommen, du Böser. Hab' dich wohl gehört. Doch“ setzte sie mit einem Ausruf des Schreckens hinzu, „dein Arm, Blut daran? Was hast du gemacht!“

„Oh, nichts mein Schatz“, stotterte Gustav, seine Befangenheit niederkämpfend, „ein paar Risse, die dummen Dornen, ich bin in der Dunkelheit in einen Dornbusch gefallen. Eine Lapperei für einen alten Soldaten.“

„Wie hast du mich erschreckt! Na, wenns weiter nichts ist — eine kleine Strafe für deinen Ungehorsam, Pieber; wärst zu Hause geblieben anstatt den dummen Säuen nachzulaufen.“

Richard unterdrückte einen schweren Seufzer. „Ich gehe jetzt mit den Kindern in die Kirche“, fuhr Frau Marie fort. „Nachher erzählst du mir dein Abenteuer. Dein Frühstück steht in der Wohnstube, lasse dies schmecken. Mit Gott, Pieber! Doch fast hätte ich's vergessen, draußen im Hof steht dein Onkel. Er hat diesen Morgen schon zweimal nach dir gefragt. Was hast du mit dem bösen Mann?“

Richard erbleichte: „Der Frieder? Was will der bei uns?“

„Er habe dringend mit dir zu sprechen. Sei nicht unfreundlich mit ihm, Gustav, er ist ja doch dein Oheim und... und Karls Vater, und wer weiß, vielleicht reut ihn sein wüstes Treiben, und will umkehren. Ihr seid doch so nahe Verwandte!“

„Kaffe ihn herein, Marie, ich komme gleich. Meines Vaters Bruder soll sich über mich nicht zu beklagen haben. Und bitte, rufe mir den Joseph.“

„Recht, Gustav, so ist's brav. Und nun guten Morgen, es läu' eben zusammen.“

Eine halbe Minute nachdem Marie die Schlafstube verlassen, trat der gerufene Oberknecht ein. Richard streckte ihm den verwundeten Arm entgegen: „Joseph, da verbinde mir das. Hab' mir heut' Nacht an den verdammten Dornen die Haut aufgerissen, und das Zeug brennt, wie höllisches Feuer!“

Der Knecht betrachtete kopfschüttelnd die Wunde: „Herr, das ist ein tüchtiger Fleischriß.“

„Nah, eine Lumperei. Da, feuchte das Tuch an und binde fest. So, und nun helfe mir die Zuppe anziehen. Ist mein Oheim draußen?“

„Er ist mit mir in die Stube getreten.“

Gustav begab sich mit banger Ahnung in die Wohnstube.

Am dem Frühstückstische saß der rote Frieder, und ließ sich den Kaffee und Schinken mit Eier schmecken, als wäre er hier zu Hause.

Richard blieb erstaunt unter der Thüre stehen. Eine solche vertrauliche Unverschämtheit des ihm seit Jahren so feindlichen Mannes beunruhigte ihn. Das mußte seinen besondern Grund haben.

„Guten Morgen, Nefse“, rief der ungebetene Gast und schob ein riesiges Stück Schinken in den Mund. „Kamofers Schinken. Deine Marie, meine Nichte, eine richtige Köchin. Na, greif auch zu, du siehst, ich geniere mich nicht.“

„Wirklich, das sehe ich“, erwiderte Richard finster, „doch was sollen die Poffen, was willst du? Du erinnerst mich nicht dich zum Frühstück geladen zu haben.“

„Tut nichts, lieber Nefse“, erwiderte der andere lachend. „Unter so nahen Verwandten macht man keine Umstände. Und wenn dir's recht ist, wir wollen wieder Freunde werden.“

„Kommt ganz auf dich an. Wenn du dein Lumpenleben aufgeben willst, wenn du...“

„Nah, mit dem Lumpenleben hat's jetzt ein Ende, diese Nacht hat mich zum wohlhabenden Manne gemacht. Und“, setzte der Rote mit einem lauernden Blicke hinzu, „heute Mittag schon speisen wir Wildbraten, meine Marg'ret und ich. Willst du unser Gast sein?“

„So hast du heute Nacht wieder gewildert?“

„Was? ich und wildern? Wo denkst du hin, lieber Nefse. Ich hab' das Säulein heute Nacht vererbt gefunden, droben in der Erbsenbreite.“

Richard trat der Schweiß auf die Stirne, ein furchbarer Verdacht stieg in ihm auf: „Der Schuft meißel von meinem Unglück. In... in der Erbsenbreite?“

„Ja, auf deinem Acker. Hast dem Frischling prächtig das Blei auf's Blatt gesetzt. Hast ganz recht gehandelt mit dem Raubzeug, das unsere Erdäpfel trug!“

„Wer? Ich?“ rief Gustav in gewaltiger Aufregung. „Nensch, bist du ein Narr!“

„Freilich Du, wer denn sonst?“ erwiderte der Frieder mit boshaftem Grinsen. „Wie sollt' sonst deine Blüthe da oben hinaufkommen? Ich hab' sie gefunden, kein zwanzig Schritte von der Sau, ich kenne sie wohl, und auch deine Tabackspfeife. Für mich ein kostbarer Fund. Hab' ihn wohl verwahrt.“

Gustav sank vernichtet auf einen Stuhl. Sein Oheim wußte alles.

Der Rote erhob sich, und schloß die Thüren. Dann trat er vor den bedauernswerten Mann: „Sind wir allein? Kann uns Niemand behorchen? Der Förster ist tot, mitten durchs Herz geschossen!“

„Nicht er mit halber Stimme.“

Gustav zuckte zusammen. Der Rote, ohne die Schrecken seines Nefsen zu beachten, fuhr fort: „Ich nun ja, ich wollte mir Kartoffeln holen von deinem Acker, der von Rechtswegen der meine ist, der Hunger trieb mich hinauf, und — ich habe alles gesehen. Ich verzweifle nicht. Hät's auch so gemacht, an deiner Stell. Hät'st du den Förster nicht erschossen, wärst jetzt ein toter Mann.“

Das auch sein Weib Zeuge des Vorfalles war, schwieg der Frieder listig.

„Also tot, wirklich tot!“ rief Richard verzweiflungsvoll. Dann sprang er auf und faßte seinen Oheim an der Schulter: „Aber du hast's gesehen, und...“

„Du kannst es bezugen. Ich bin unschuldig! Ein unglücklicher Zufall war's!“

„Notwehr war's! Du oder er! Du warst eben der bessere Schütze. Freilich,“ setzte der Rote mit hämischem Grinsen hinzu, „freilich, die Gerichte; wirst einen bösen Stand haben. Buchthaus und Wollé spinnen ist ein schlecht Vergnügen, ich kenne es ja!“

„Schurke!“ donnerte der gehekte Mann, und faßte den Stuhl: „Schurke, Du willst mich verderben! Du schaffst mir's schon lang geschworen! Heraus mit der Büchse und meiner Pflöge! Wo hast Du sie? Oder sei Gott, — ich bin ein verzweifelter Mann — ich schlage dich nieder!“

„Nur sachte!“ rief der Frieder und setzte sich zur Behr: „Warum uns die Schadel einschlagen? Die Sache läßt sich ja in Frieden ordnen.“

Gustav ließ den zum Schlag geschwungenen Sessel sinken.

„So ist's recht, nur ruhiges Blut. Die Büchse mach halt ich; 's ist ein Corpus delicti, wie die Advokaten sagen, und Du warst freilich ein Narr, sie oben legen zu lassen. Durch sie halt ich Dich in meiner Hand, wie den Hornschöder am Faden. Es kommt aber nur auf den Hornschöder an, daß ich ihm die Freiheit wieder gebe.“

„Sprich“, entgegnete finster der andere, „ich merke, wo Du hinaus willst.“

„Nicht leicht zu merken, ha, ha, ha! Und nun höre: Die Arbeit die Du hättest thun sollen, hab' ich für Dich gethan. Alle Spuren deines Meisterschusses ab' ich verwischt und den Förster hundert Schritte weit geschleppt, in den Steinbruch geworfen, und dort in den tiefen Graben gebettet. Der arme Kerl ist so mit Steinen und Rasen gedeckt, daß ihn kein Fuchs schnüffeln kann. Das hab' ich für dich gethan.“

„Hätt' man den Förster und Deine Büchse dort oben, bei Deinem Ader, gefunden, so säßest Du heute schon in Locke. Aber umsonst ist der Tod. Niemand weiß in die dumme Geschichte als wir beide, kein Hahn schläft darnach. Wie hoch taxierst Du mein Schweigen!“

„Also auf eine Erpressung ist es abgesehen“, knirschte er Hofbauer. „Doch ich bin in deiner Hand. Rede!“

„Was Erpressung!“ höhnte der Frieder. „Die Almosen, die ihr mir zuwerfen wolltet, hab' ich verschmäht, jetzt aber will ich einen Teil meines Eigentums haben, was mir von rechtswegen gehört, und um das dein Vater, der Erbschleicher, mich gebracht!“

„Thue dein Schlimmstes, aber beschimpfe meinen armen Vater nicht!“ braute Gustav auf. „Heraus mit der Sprache, wie hoch ist dein Judaslohn?“

„Meinethalben deinen Vater aus dem Spiel,“ entgegnete der Rote. „Aber das elende Leben hab' ich satt, will mir's auch einmal wohl sein lassen. Ich könnte zwar die Hälfte deines Vermögens fordern, das mir von rechtswegen gehört, aber ich werde genügsam sein. Ich denke hundert Thaler auf die Hand, und des Quartals hundert, und du kommst ruhig schlafen.“

„Bist du toll? So viel trägt ja kaum mein Gut!“

„Nust dich halt ein wenig einschränken. Kannst immer noch flotter leben, als im Buchthaus.“

„Nein, und zehnmal nein! Wenn ich denn doch zu Grunde gehen soll, du sollst keinen Gewinn davon haben. Geh hin und liefere den Sohn deines Bruders ins Gefängnis. Aber du könntest dich verrechnen, noch giebt es eine Gerechtigkeit!“

„Wie du willst“, entgegnete der Frieder, und nach dem Fenster deutend, setzte er mit spöttischem Lachen hinzu: „dort kommen dein Weib und deine Kinder aus

der Kirche; die werden erfreut sein, wenn ich ihnen die Neuigkeit brühwarm erzähle!“

Gustav warf einen Blick aus dem Fenster, Marie und die Kinder waren ganz nahe und winkten dem Vater grüßend mit der Hand.

„Mein Weib, meine Kinder!“ rief der unglückliche Mann, die Arme gegen sie ausbreitend. „Teufel, du hast gewonnen. Komm morgen und hole dein Geld!“ —

XI. Es ist am Tag.

Mehrere Wochen waren vergangen. Der Förster war verschollen und die Gutsherrschaft hatte von seinem Verschwinden dem Gerichte Anzeige gemacht. Friedrich Richard, der Vagabund und Wildschütze, war auf einmal ein anständiger Mann geworden, das heißt er und sein Weib gingen gut gekleidet, er bezahlte seine Zeh-Schulden im „Engel“, „Löwen“ und „Adler“, und trank nur noch Zwölfer, und zwar nicht auf Rechnung. Im Schulzenhose ging er aus und ein; es hatte offenbar zwischen den Verwandten eine Versöhnung stattgefunden und man lobte den Schulzenbauer, daß er den Bruder seines Vaters nicht verlassen ließ, wenn man es auch übertrieben fand, daß er ihm zu solch einem Wohlleben verhalf. Marie freute sich über die Versöhnung und gab sich Mühe gegen ihren Oheim freundlich zu sein, wenn auch stets in seiner Gegenwart, und wenn sie seinem stehenden Blick begegnete, eine unbestimmte Angst ihr Herz bedrückte. Seine Frau aber ließ sich niemals auf dem Schulzenhose blicken, und schien ängstlich jede Begegnung mit den Bewohnern zu vermeiden.

Als nach vier Wochen noch keine Spur von dem vermißten Förster zu finden war, beschloß die Gutsherrschaft für ihren ausgedehnten Wildpark einen neuen Jagdhüter aufzustellen, und nach dem Grundsatz, daß die feinsten Spitzbuben die besten Polizeidiener und daß die größten Wilderer die besten Jagdaufseher geben, wurde der Notbart als herrschaftlicher Jagdaufseher in Amt und Pflicht genommen.

Auf dem Schulzenhose sah die Familie gerade beim Frühstück als im grünen Jagdrocke, die Spielhahnsfeder auf dem Hute und die Büchse über der Schulter, der neugebackene Förster eintrat.

Frau Marie erschrock unwillkürlich und Gustav warf seinem Oheim einen erstaunten Blick zu.

„Ja, ja, starrt mich nur an,“ lachte der Frieder. „Dank dem Wildschützen, der den Förster hinüber befördert; bin jetzt kein Nachfolger, bin herrschaftlicher Förster geworden! Glück muß der Mensch haben. Exküse.“ Und der neue Förster setzte sich an den Tisch und griff nach Speisen und Getränken. Gustav war blutrot geworden und starrte auf seinen Teller. Marie war peinlich berührt durch das rohe Gebahren des Gefellen.

„Hab' noch nicht gefrühstückt,“ fuhr zierlich fort, „und muß hinaus in die Erbsenbreite; die Säue, das Viehzeug, sind wieder durchgebrochen.“ Und mit einem hämischem Blick auf seinen fassungslosen Neffen setzte er hinzu: „Braucht jetzt nicht mehr auf den Anstand zu gehen, droben, kannst ruhig in deinem Bette bleiben, ich will jetzt deinen Ader hüten.“

„Vater,“ rief jetzt der kleine Karl und raunte nach dem Fenster, „Onkel Rosenkranz kommt!“

„Und wie der Jude läuft, als hätt' er gestohlen,“ jagte der Rote.

Im nächsten Augenblicke trat der Jude Rosenkranz in die Stube und ließ sich, fast atemlos, in einen Stuhl fallen: „Guten Morgen Kinder! Gott, was bin ich gelaufen!“

„Willst Schinken, Jude?“ rief der Frieder mit rohem Gelächter.

„Ein Schälchen Kaffe, Herr Richard, wenn ich bitten darf. Gott der Gerechte, eine böse Welt, eine schlimme Welt! Hab't Ihr schon gehört?“

„Was giebt's? heraus mit der Sprache!“

„Sie haben ihn gefunden.“

„Wen haben sie gefunden?“ stammelte Gustav in banger Vorahnung.

„Den Förster! Da hab't Ihr's schwarz auf weiß!“ und der Jude warf ein Zeitungsblatt auf den Tisch.

„Begierig griff der Frieder darnach und las:

„Bekanntmachung.“

„Heute, während den Frühstunden, ist im Sandsteinbruche, in dem Bender'schen Gutsforst, die Leiche des Försters Eichstädt gefunden worden.“

„Die amtliche Untersuchung hat als Todesursache einen Schuß in die Brust ergeben, und muß der Leichnam schon mehrere Wochen gelegen haben. Eine Veranothmung des Ermordeten hat nicht stattgefunden, so daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Art der Rache durch Wilddiebe handelt.“

„Wer im Stande ist über die Thäterschaft des Verbrechens derart Auskunft zu geben, daß der Mörder zur Bestrafung gezogen werden kann, erhält von der genannten Gutsverwaltung eine Belohnung von einhundert Thaler.“

N. N. d. 15. September 1870.

Die Königl. Staatsanwaltschaft.

„Was meinst du, Gustav“ sagte der Note mit höhnischem Grinsen und faltete das Blatt zusammen, „da wären ja hundert Thaler zu verdienen. Wollen wir das Geschäft miteinander machen? Wir zwei bringens heraus, deut' ich.“

Gustav war totenbleich geworden, ein Zornblitz schoß bei diesem Hohne aus seinen Augen. Aber er beherrschte sich, ruhig stand er auf und verließ die Stube.

„Was hat nur Herr Richard?“ sagte der Jude, und blickte dem Fortgehenden erkaunt nach.

Auch Frau Marie erhob sich und warf dem Rothbart einen unwilligen Blick zu. „Es ist unrecht von dir, Antel, über eine so entsetzliche Geschichte so rohe Spässe zu machen. Du bist eben unverbesserlich. Guten Morgen Rosenkranz, ich bitte erch auf Mittag zu Gaste.“ Und Marie folgte ihrem Mann.

Frieder schnitt eine höhnische Grimasse. „Oho! Frau Nichte! Nun, warte, dich will ich auch noch zahm machen. Na, Jude, jekt ein Stückchen Schinken! Nur zugegriffen, ich werd' dich nicht verraten!“

Der an dem Förster begangene Mord brachte die ganze Gegend in Aufruhr. Einige verrufene Wilddiebe, auf die sich der Verdacht gelenkt, wurden scharf ins Verhör genommen, auch der neue Jagdaufsieher war vorgeladen worden, das Gericht mußte sie aber, da nicht der geringste Beweis erbracht werden konnte, wieder entlassen. Die Gendarmen forschten in den Dörfern umher, und Hausfuchungen fanden statt, auch der Staat setzte noch eine Belohnung auf die Entdeckung des Thäters, - alles vergeblich.

XII. Gewissens-Qualen.

Wochen und Monate verließen. Auf dem Richard'schen Hofe ging anscheinend alles seinen regelmäßigen Gang. Marie waltete, als fleißige Hausfrau, in Haus und Hof, unterstützt von ihrer Mutter, die trotz ihres Alters, sich überall rüstig und thätig zeigte. Die Kinder gediehen prächtig - nur mit dem Hausherrn selbst war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der

sonst so heitere Mann, dem sein Glück von den Augen strahlte, war ernst und selbst mürrisch geworden. Er der sonst so lebensfroh, miß jede Gesellschaft und die Einsamkeit, und selbst die vermehrte Zärtlichkeit seiner um ihn besorgten Frau vermochte kaum ihn Augenblicke aufzubeitern.

Marie kümmerte sich sehr um ihren Gatten und forschte ängstlich nach der Ursache seines Trübnißes aber auf alle ihre Fragen erhielt sie nur ausweichende Antworten: Widerwärtigkeiten im Geschäfte, schlechte Zeiten, beunruhige dich nicht liebe Marie, es wird schon wieder anders werden. Dabei ruhte aber sein Blick auf seinem Weibe mit einem so schmerzlichen Ausdruck, der seine beruhigenden Versicherungen nicht strafte. Es war allerdings richtig; es mußte seiner Wirtschaft nicht zum besten stehen, und Richard hatte seinen Haushalt wesentlich eingeschränkt. Die größte Sparsamkeit war eingeführt, und sogar sein Kapital hatte er auf seine Güter aufgenommen. Solche Schwankungen kommen ja vor beim Betriebe einer Landwirtschaft, und bei einem so tüchtigen und erfahrenen Landwirte konnte dies keine Gefahr bringen. Das war es also nicht. Aber was sonst? Vielleicht seine Frau nicht mehr? Unmöglich, seine zärtliche Aufmerksamkeit gegen sie hatte eher zugenommen, nur es ihm auch nicht gelang, die Sorgen, die ihn anlästigten ganz vor ihr zu verbergen.

Ober war der alte Soldat wieder in ihm erwoachte grünte er sich, daß es ihm, dem Invaliden, nicht vergönnt war, den Siegeszug des deutschen Heeres nach Paris mitzumachen, und in Versailles dem deutschen Kaiser zuzujubeln?

Mit dem Scharfblick der Liebe glaubte Marie auch lich bemerkt zu haben, daß ihr Oheim, der Frieder, an dem veränderten Wesen ihres Mannes einen Anteil haben müsse. Der neue Gutsförster führte ein flottes Leben, und die Leute wunderten sich wo die Mittel dazu hernehme, denn sein Gehalt als Jagdaufsieher, der hauptsächlich in Schutzgeld und in Jagdgeldern gegen Waldrevell bestand, war für seinen Aufwand nicht hinreichend. Den Schulzenhof betrieb er zum öftern, und Marie konnte es nicht entgehen, daß jeder Versuch ihren Mann aufregte, daß er juchend aufzuckte bei den rohen Spässen des Frieder, und daß er ihm oft Blicke des Hasses zuwarf, die dieser mit Hohnlachen erwiderte.

„Fieher Mann, wenn dein Oheim dir zuwider ist, warum brichst du den Umgang mit ihm nicht ab? Verbiete ihm dein Haus, thue es mir zu lieb, denn auch mir ist der Mensch mit seinem höhnischen Wesen unheimlich, und sein Anblick ängstigt mich!“

„Marie, ich kann nicht“, rief der unglückliche Mann in seiner Verzweiflung sich selbst vergessend, „er ist der Teufel in meinen Paradiese, aber ich kann, ich darf nicht!“ Dieses halbe Geständnis verwehrete nur die Sorge seines Weibes, und die arme Kornblume Marie stand ratlos vor der Lösung eines ungelösten Rätsels.

XIII. Endlich.

Und wieder war ein Jahr vergangen, in Rumoren und heimlicher Angst. Richard vermochte diesen qualvollen Zustand nicht länger zu ertragen. Ein böshafter Feind brachte ihn außer sich, wenn dieser sich jedes Quartal einstellte, und er kam pünktlich, den Sündenlohn seines Schweigens einzuheimsen, dann erfaßte den unglücklichen Mann eine Verführung und er kam in Versuchung seinen Quäler zu erwürgen

Zudem, so konnte es nicht fortgehen, er brachte das
 so zur Bewirtschaftung seines Gutes nicht mehr
 und mußte am Ende zu Grunde gehen. Sein
 er Freund Rosenfranz, der ihm vielleicht Rat und
 sie hätte bringen können, hatte sich schon vor mehreren
 Monaten von der Familie verabschiedet. Er war nach
 Werschau übergesiedelt, um bei seiner Tochter, die
 an einen reichen Handelsmann verheiratet war,
 den Lebensabend zuzubringen. Versprach aber in
 bestimmter Zeit noch einmal wiederzukommen, um
 die Angelegenheiten in der Stadt vollends zu ordnen,
 seine Freunde zu besuchen.

Da die Hilfe dieses bewährten Mannes ihm fehlte,
 so Richard in der dringenden Not mehrmals Zu-
 flucht zu christlichen Wucherern genommen und Gelder
 unchristlich hohen Zinsen erhoben. Und jetzt —
 stand er vor seinem Ruin.

Selbstmordgedanken tauchten in ihm auf, und nur
 Blick auf sein bleiches, kummervolles Weib und
 seine Kinder, hielt ihn von dem Entsetzlichen ab.

Am nächsten Morgens, da
 h einer qualvoll durch-
 dachten Nacht wütende Ver-
 zerrung ihn packte, floh er
 sich selbst in die Arme
 des treuen Weibes, und
 stand ihr Alles. Gleich-
 starr lauschte die Arme
 Beichte ihres unglücklichen
 Mannes, und als dieser ge-
 et, und mit angstvollen
 icken an ihrem Antlit hing,
 erwarde er ihren Richter-
 uch, da erhob sich die Korn-
 men-Marie, und mit er-
 pannungener Ruhe sagte sie:
 „Gustav, Gustav ich danke dir. Lieber,
 in Schale mich eine Stunde allein;
 jagst mich Ungeheures hat mich über-
 wältigt, ich muß mich fassen,
 dich überlegen. In einer
 munde sage ich dir meine
 Meinung.“

Es war eine qualvolle
 Stunde, die Gustav in der
 ohnstube verbrachte.
 Endlich öffnete sich die
 Thüre, und Marie warf sich
 in die Arme ihres Mannes:



Er floh vor sich selbst in die Arme seines treuen Weibes und
 gestand ihr Alles

„Armer, unglücklicher, lieber Mann!“
 Gustav schluchzte laut an dem Halse seines Weibes.
 In dieser flossen die Thränen über die bleichen
 Wangen: „Gustav, fasse dich, und höre, was ich meine.
 hättest du schon früher mir vertraut! Du bist ja
 schuldig, Gustav, nur das Opfer eines unglückseligen
 Falles. Du mußt die Bande zerreißen, die dich an
 einen Menschen fesseln, der dich doch früher oder später
 raten wird, wenn du sein Schweigen nicht mehr
 aufsen kannst, und dann wird deine Sache sich nur
 schlimmern. Gustav, du mußt thun, was du, im
 Gefühl deiner Unschuld gleich hättest thun sollen, —
 mußt dich freiwillig dem Richter stellen. „Gott wird
 dich idig sein, und auch dieses Unglück werden wir über-
 den. Und“ feste sie hinzu und küßte ihren Mann
 tlich, „und solltest du, zur Wüßung deiner Schuld
 — eine zeitlang uns ferne sein, vertraue deinem
 Weibe, Lieber. Deine Kinder und dein Eigentum
 an den Vater und Herrn nicht allzusehr vermiffen.“

Gustav sank vor seinem Weibe nieder und umfaßte
 ihre Knie: „Marie, du bist mein guter Engel, du
 nimmst die Qual von meiner Seele! Es soll geschehen
 wie du sagst! Morgen schon werde ich es thun!“

XIV. Fort, Judas!

Am andern Morgen stand Gustav reisefertig in der
 Wohnstube, Marie lehnte den Kopf an seine Schulter
 und weinte. Heute war er der starke Mann, und sie
 das schwache, liebende Weib, das sich von seinem
 Feuersten trennen sollte.

„Fasse dich, meine liebe Marie“, sprach er tröstend
 und zog die Schluchzende an seine Brust. „Du bist’s
 ja, die mich mir selber wieder gegeben hat, die mich
 wieder stark gemacht hat. Ruhig und gefaßt gehe ich
 meinem Schicksale entgegen, es wird kein Auhartes
 sein. Wir haben in dieser Nacht Alles besprochen, wie
 es gehalten werden soll, wenn — wenn ich nicht
 wiederkehren sollte. Und jetzt meine Liebe, laß mich
 allein, dort kommt mein Oheim, mit dem ich jetzt
 Abrechnung halten will.“

Marie richtete sich aus
 seinen Armen auf und warf
 einen erschreckten Blick durch’s
 Fenster: „Er kommt, der
 Unselige! Um Gott, Gustav,
 mäßige dich!“

„Gehe nur, Marie, ich werde
 ruhig sein!“

Ein lustig Schelmenlielein
 pfeifend trat der rote Frieder
 in die Stube. Er war guter
 Paune, was jedesmal der
 Fall war, wenn er sein
 „Quartal“, wie er seinen
 Sündenlohn nannte, in
 Empfang zu nehmen hatte.

„Guten Morgen, Nefse!
 Du siehst ich bin pünktlich,
 ha, ha, ha! Du bist ja im
 Sonntagsstaat? Fährst in die
 Stadt? Bravo ich fahre mit!
 Wollen uns einmal einen
 lustigen Tag machen. Natür-
 lich, auf meine Rechnung; ich
 hab’ es ja, und du bist ein
 silziger Käufer worden!“

„Ich fahre in die Stadt“
 sagte Gustav ruhig, „aber

ohne dich. Hier sind deine hundert Thaler, — es sind
 die letzten, die du von mir bekommst. Unsere Rechnung
 ist abgeschlossen!“

— Der Förster griff nach der Geldrolle, die sein
 Nefse ihm reichte, und blickte diesen erstaunt an: „Was?
 Zum letztenmal? Bist du ein Narr?“

„Bin einer gewesen bis gestern, bin aber jetzt ver-
 nunftig geworden!“

„Ja, was wär’ denn das? Bist also so weit schon,
 daß du nicht einmal mehr mir meine wohlverdienten
 lumpigen hundert Thaler zahlen kannst? Bist schon
 ruiniert, he?“

„Nein, aber ich will’s nicht werden!“

„So, meinst du,“ rief der Rote und machte eine
 drohende Geberde, „glaubst mich so absichteln zu
 können? Nimm dich macht! Ich hab’ dich in meiner
 Hand, und ein Wort von mir, und die Gerichte erfah-
 ren, wer der Mörder des Försters Tischstädt ist.“ —

„Die Schande will ich dir ersparen,“ antwortete

Gustav. „Ich bin kein Mörder, du weißt es wohl. Ich will mich aber nicht länger von dir peinigen und zu Grunde richten lassen. Ich fahre in die Stadt und stelle mich selbst dem Gerichte.“

Der Rote fuhr erschrocken zurück: „Bist du wahnsinnig? Gelüstet dich nach dem Zuchthause? Und ich, der ich aus Gutthat den Fehler gemacht habe?“

Gustav lachte bitter: „Das magst du mit dem Gerichte ausmachen. Du kannst aber deine Gutthat, wie du deine Schurkereie nennst, noch weiter ausdehnen, denn ich werde mich bei Gericht auf dein Zeugnis berufen, daß kein Verbrechen, daß nur ein unglücklicher Zufall stattgefunden hat.“

„Auf mein Zeugnis?“ schrie der Frieder in ausbrechender Wut und griff nach seinem Hirschfänger. „Ein Mörder bist du, ich will es beweisen!“

Mit einem Sprunge war Gustav neben dem Tobenden und faßte mit starker Faust den Griff des halbgezogenen Hirschfängers: „Schurke! Thue was du verantworten kannst. Und jetzt hinaus mit dir. Wir beide sind fertig mit einander auf immer! Und merke dir, sollte dich je gelüsten wieder meinen Hof zu betreten, so haben meine Knechte den Auftrag, dich mit Hundenzinauszubehen!“

Mit einem Wutschrei riß sich der Rote los: „Das sollst du mir entgelten!“ und stürzte zur Thür hinaus. —

XV. Verurteilt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am folgenden Tage die Nachricht: der Schulzenhofbauer, Gustav Richard, habe sich als Mörder des Försters Eichstädt freiwillig dem Gerichte gestellt. Ganz Eversdorf kam in Aufregung, Gruppen bildeten sich vor dem Schulzenhofe, und stamten das Haus an, in welchem ein leidbaffiger Mörder gewohnt hat, als hätten sie es noch nie gesehen, und die Leute starrten neugierig nach den Fenstern, um wo möglich auch den seltenen Anblick einer Mörders-Frau zu genießen.

Arme Kornblumen-Marie. Einige besonders Scharfsichtige hatten es natürlich schon längst geahnt, daß der Richard der Mörder sei, sein böses Gewissen sei ihm ja auf's Gesicht geschrieben gewesen, aber die Vernünftigen und Wohlgesinnten im Dorfe, und dies war denn doch die Mehrzahl, bedauerten aufrichtig die arme Marie, und manch Einer nahm sich im ersten Mitleidseifer vor, der nunmehr verlassenen armen Frau ratend und helfend beizustehen.

Ins Ungebeuerliche stieg aber die Aufregung, als am folgenden Tage Gendarmen ins Dorf kamen, um auch den Hutförster zu verhaften. Aber das Nest war ausgeflogen, der rote Frieder und sein Weib waren verschwunden. Auf einem Tische lag eine Büchse und eine Tabakspfeife. An der Büchse war ein Zettel angeheftet: „Diese Büchse und Pfeife gehören dem Gustav Richard. Ich habe sie gefunden an dem Platze, wo der Förster erschossen worden ist. Der Frieder!“

Es bedurfte aber dieses Zeugnisses seines rachsüchtigen Oheims nicht, Gustav legte vor dem Richter ein offenes Geständnis ab.

Wir wollen den langen Gang der Gerichtsverhandlung nicht verfolgen. Das Auftreten Gustavs während der Untersuchung machte auf die Richter den besten Eindruck, allein sie konnten, da jeder Beweis dafür mangelte, seiner Versicherung, daß nur ein unglücklicher Zufall und keine Absicht gewaltet habe, keinen Glauben schenken. Sie nahmen zwar als bewiesen an, daß der Förster zuerst geschossen, die Narbe am Arme Richards und das Zeugnis seines Knechtes, der am Morgen nach

der verhängnisvollen Nacht, den verwundeten seines Herrn gesehen und verbunden hatte, bestätigten dieses, aber sie fanden es ganz begreiflich, daß der malige Soldat, durch den Angriff des Försters gebracht, zu seiner Verteidigung wieder geschossen, den Unglücklichen getödet habe.

Bei der zwei Monate nach Richards Verhaftung stattfindenden Schwurgerichtsverhandlung stellte Staatsanwalt, nach einer glänzenden Rede des Verteidigers, seinen Strafantrag nicht wie er beabsichtigte auf vorläufigen Todschlag, sondern auf Tötung im Affekte. Der Ausspruch der Geschworenen lautete demgemäß auch auf: Schuldig, der Tötung im Affekte.

Als das Richter-Kollegium nach längerer Beratung den Gerichtshof wieder betrat und das Urteil kündigte: Im Namen des Königs und unter Annahme mildernder Umstände, fünf Jahre Gefängnis, da tönte von der Emporbühne gellender Schrei, und die mitleidigen Zuhauer drängten sich um ein ohnmächtiges, bleiches Weib, die Kornblumen-Marie.

XVI. Schlimme Zeiten.

Aber die Kornblumen-Marie hatte ein starkes und eine Willenskraft, die einen Mann geizert hätte. Der furchtbare Schlag, der sie im Gerichtssaal bei der Kündigung des Urtheiles traf, konnte wohl den Körper niederwerfen, ihre starke Seele vermochte er nicht zu beugen. Sie stand wieder aufrecht, sich der schweren Aufgabe, die ihrer harrte, vollkommen bewußt, keine Stunde der Arbeit ließ sie sich rauben von ihrem Schmerz. Schmerz und Kummer waren in Nächte verbannt, die sie ruhelos auf ihrem Lager brachte. Aus den Papieren ihres unglücklichen Mannes hatte sie mit tiefer Nüchternheit ersehen, welche Last Gustav gebracht, um ihren Vater vom Ruine zu retten; sie erkannte daraus aber auch mit Schrecken, wie schwer die Schuldlast durch die Erpressungen des roten Mannes erwachsen war. Der Glende hatte sich nicht mit leeren „Quartale“ begnügt, auch in der Zwischenzeit hatte er verstanden sich durch Drohungen nicht unbedeutend Summen zu erpressen. Der Schurke mußte sich die Vermögen zusammengerlaubt haben.

„O, hätte mein armer Gustav sich mir früher vertraut!“

Doch sie verlor den Mut nicht. Der Ertrag ihres Gutes reichte zwar hin die fälligen Schuldzinsen zu bezahlen, und ihre sehr bescheidenen Haushaltungskosten zu decken, aber an eine Tilgung der Schulden konnte sie nicht zu denken, kaum brachte sie das bare Geld zum Weiterbetrieb der Landwirtschaft, und die ansehnliche bereitwillige Hilfe der Freunde und Nachbarn ihres Mannes hatte sich bereits auf ein mitleidiges Maß zu beschränkt. Und es kam die Zeit, da sie nicht mehr Acker in der unglückseligen „Erbienbreite“ verkaufen mußte, um nicht das Ganze ins Stodden gerathen zu lassen, aber sie hoffte auf den Beistand des Himmels, das Ubrige für Gustav und ihre Kinder zu retten.

Glückliche Augenblicke waren es, wenn sie allmonatlich einmal in die Stadt wandern durfte, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen. Im Sprechzimmer waren zwar durch ein Gitter getrennt, sie konnten sich nicht in die Augen schauen, konnten sich die Hände nicht berühren, konnten sich Mut und Hoffnung zusprechen, glückliche und doch so leidvolle Viertelstunden, denn sie vermochte es nicht ihrem unglücklichen Manne die Sorgen mitzutheilen, er hatte genug zu tragen.

ste alles, alles allein auf sich nehmen. Und noch schmerzliche Freude war ihr beschieden, der Anblick ihrer Kinder, die herrlich gediehen. Nur wenn armen Kleinen nach dem Vater fragten, ob er bald von der großen Reise wiederkomme und ein hübsche Spielsachen mitbringe, da war es der glücklichen Mutter, als müßte das Herz ihr brechen. „A, meine Kinder“ suchte sie mit thranenden Augen Kleinen Tröster zu beschwichtigen; „wenn wieder ihnachtet wird, dann kommt der Vater und bringt Christkindchen mit!“ Ach, und das Christfest Sie ja noch so oft wiederkehren, ehe sich dem Segenen die Kerkerthüren für immer öffneten. Aber der armen Dulderin waren noch weitere Qualen beschieden. Der Veistand des Himmels, den sie erst, auf den sie gehofft, blieb ihr verjagt, und er er im Gegenteil die ganze Schale seiner Ungnade über das Haupt der tapfern Frau auszugießen, ihren Mut zu brechen und sie der Verzweiflung in die Arme werfen.

Es war ein schlimmer Jahrgang: Wollenbrüche ten die Felder der Gemartung verwüstet und die ndte vernichtet, kaum konnte kümmerlich die Saatfrucht ettet werden, und um das Glend zu machen, brach eine Viehseuche Dorfe aus, und unter den Opfern verheerenden Krankheit befand auch der Viehstand auf dem hulzenhose. Sämtliches Hornvieh, Stolz und Hauptreichtum des hardschen Hofes war der Seuche rgen.

Jetzt war es zu Ende. Bleich mit thranenlosen Augen starrte Hofbäuerin auf die versandeten der und auf die leeren Ställe, and der Winter stand vor der Thüre. cht war sie hoffnungslos.

XVI. Ende gut, Alles gut!
Und es war wieder Frühling ge- rden, zum zweitemale seit der rhaftung des Hofwirts Richard, d von den Zerstörungen, welche rigen Herbst die Wut der emente angerichtet, war. Dank dem emigen Fleiße Thalbewohner, wenig mehr zu bemerken. Die stur hatte, als wolle sie ihren Hornsausbruch der gut machen, das Thal mit dem schönen grünen eide frischen Lebens geschmückt. Auf den Dächern fassen die Sperlinge und musizierten die Stare, orch und Schwalbe hatten ihre alten Heimstätten der aufgesucht; vom bunten Wiesengrunde her erste der heitere Ruf des Kibiges, jenes gebannten enden Geistes und während das bescheidene Vergiß- unicht am kleinen Bache, der vergessen zu haben en, daß er vor wenigen Monaten noch ein tobender, s verheerender Strom gewesen, seine milden Sterneng- en inmitten dicht verwobenen Kräutergewirres auf- sten, lugten bereits neugierig die ersten Kornblumen s dem wogenden Meer üppig emporwachsenden reides.

Doch für Frau Richard brachte der Frühling keine eude, und für die Kornblumen-Marie blieb selbst e Lieblingsblume unbeachtet. Sie war in der Stadt gewesen, und bei ihrer Rück- st sank sie mut- und hoffnungslos in einen Stuhl, o ihr sorgenschweres Haupt sank auf die Brust.

Sie hatte gebeten und gefleht: „Nur bis zur nächsten Erndte noch . . .“ doch die hartherzigen Gläubiger waren unerbittlich. Warum auch? Die Hofbäuerin konnte keine Zinsen mehr bezahlen, der Mann im Gefängnis, — der Ruin war offenbar. „Retten wir, was noch zu retten ist!“ In vierzehn Tagen sollte der Schulzenhof unter den Hammer kommen. — Und der Tag kam.

Marie, in tiefer Trauer saß in ihrer Wohnstube, die Kinder neben sich. Wie geistesabwesend starrte sie die Leute an, die ab- und zungen und Gerätschaften, Hausrat, Bettzeug und Kleider, die der Versteigerung ausgelegt werden sollten, herbeischneppten. Nur wenn ihr Blick auf einen Gegenstand fiel, der ihrem Manne gehörte, zuckte sie zusammen. Die Stube füllte sich mit Steigerungslustigen, die in den Sachen wühlten, sie betrachteten, bekräftelten, und dabei ihre rohen Spässe machten. Auch die Gläubiger waren erschienen; sie standen in einer Gruppe am Fenster und besprachen sich eifrig. Ihnen war es nicht um den Hausrat, ihnen war es um Hof und Feld zu thun, die sie um wohlfeilen Preis an sich zu bringen hofften. Sie machten gemein- same Sache und zählten auf einen hübschen Profit.



Der Beamte, der die Steigerung zu leiten hatte, trat an den Tisch vor und klingelte: „Ruhe! die Ver- handlung beginnt. Frau Richard, ich habe Ihnen ein Verzeichnis der- jenigen Gegenstände aufstellen lassen, die Ihnen unentbehrlich sind und die Ihr Eigentum bleiben. Ich setze voraus, daß Sie diese Sachen zurück- gelegt haben?“

Marie nickte schweigend mit dem Kopfe. Nachdem der Beamte die Be- dingungen vorgelesen, schritt er zur Verhandlung:

„Wir werden erst den Hausrat vornehmen und dann erst das Hof- gut!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Es wurde jedoch in der Stube nicht bemerkt, die Leute richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Versteigerung:

„Eine Komode von Nußbaum,“ rief der Beamte.

„Anschlag dreißig Mark! Wer bietet?“

„Zehn Mark!“ rief eine krächzende Stimme.

Die Leute lachten.

„Zwölf Mark!“

„Fünfzehn!“

„Dalt!“ rief eine Stimme von der Thüre her.

Auf der Schwelle stand ein Herr in der Uniform der Justizbeamten.

Der Steigerungskommissär warf einen Blick nach der Thüre: „Ah, Herr Justizrat!“

„Herr Kommissär, ich bitte die Verhandlung zu unterbrechen, ich habe mit Frau Richard eine wichtige Sache zu besprechen. Räumen Sie die Stube. Sie können bleiben.“

Nachdem die Leute sich murrend entfernt hatten, trat der Justizbeamte auf Marie zu, die sich erhoben hatte, und erstaunt und erschreckt zu dem fremden Herren aufschaute. Sollte noch mehr Jammer auf sie warten?

Der Beamte faßte sanft ihre Hand und nötigte sie zu sitzen: „Arme Frau, wie vieles haben Sie erduldet. Sie haben ein tapferes Herz, daß Sie nicht unterlegen

find, bis zu dieser Stunde, und Sie, die Sie stark genug waren so vieles Leid zu tragen, Sie werden auch stark genug sein für eine Freudenbotschaft. Bitte, liebe Frau, bleiben Sie ruhig sitzen, und hören Sie: Ihr Gemahl hatte einen Onkel, Friedrich Wichard, der rote Frieder genannt. Dieser ist mit seiner Frau verschwunden an dem Tage, da sein Neffe verhaftet wurde. Er schien nicht unbedeutende Mittel zu haben, und trieb sich mit seiner Frau in den großen Städten Hollands und Belgiens herum. Vor einigen Monaten verließ er seine Frau, schiffte sich in Rotterdam nach Amerika ein und ließ sein Weib hilflos zurück. Die Frau geriet in das größte Elend. Gewissensangst schien sie erfaßt zu haben, und trieb sie rabelos umher und der Heimat zu. Und so bettelte sie sich durch von Stadt zu Stadt und kam endlich vor mehreren Wochen krank und gebrochen nach Magdeburg, wo sie im Armenhospital aufgenommen wurde und daselbst starb. Vor ihrem Tode legte sie, vor richterlichen Zeugen, ein Geständnis ab. Sie sei mit ihrem Manne, dem roten Frieder, Zeuge gewesen von dem Tode des Försters Eichstädt. Ihr eigener Haß gegen Sie, liebe Frau Wichard und gegen Ihren Gemahl, und die Drohungen ihres Mannes hätten sie abgehalten zu Gunsten Gustav Wichards ein günstiges Zeugnis abzulegen, jetzt aber wolle sie, ehe sie sterbe, ihr Gewissen erleichtern, und sie könne beschwören, daß Gustav Wichard vor Gericht die Wahrheit gesagt, und daß der Tod des Försters nur durch einen unglücklichen Zufall erfolgt sei!"

Bei der Erzählung des Justizrates wechselten Röte und Blässe in dem Gesichte Mariens, sie presste die Hände auf die wogende Brust und als er geendet hatte, entfuhr ein Schrei ihren Lippen. Sie sprang auf, und wollte nach der Thüre.

"Wohin Frau Wichard?"

"Zu ihm, zu ihm! Um Gotteswillen lassen Sie mich, ich muß zu ihm!"

"Bleiben Sie, liebe Frau", sagte der Beamte, dem tiefe Rührung die Stimme bebend machte. "lassen Sie sich. Durch die Gnade des Königs — Ihr Mann ist bereits frei. Hier ist er."

Durch die geöffnete Seitenthüre stürzte Wichard in das Zimmer zu den Füßen seiner Frau, die er umfaßte: "Marie!"

"Gustav!"

Weinend und lachend faßte sie sein Haupt zwischen ihren Händen und küßte seinen Scheitel. "Gustav! Da, da, deine Kinder! O Gott ich danke dir! O nun ist alles wieder gut! Nehmet uns alles, macht uns zu Bettlern, ich bin doch reich und glücklich, ich hab' ihn ja wieder! Der Himmel hat doch geholfen!"

Gleichzeitig mit Gustav war ein kleiner, alter Mann in fadenscheinigem Anzuge in das Zimmer getreten, und bei der rührenden Scene, die wir zu schildern versucht, hatte er mit einem alten baumwollenen Taschentuche heftig die Nase geschneuzt und die Augen gewischt: "Gott der Gerechte! Wie heißt die Bettler? Alles werd' genommen? Nichts werd' genommen!"

"Der Onkel Rosenkranz", rief der Knabe und sprang jauchzend auf ihn zu.

"Gott, wie das Jüngelche gewachsen ist! Kam ich vor drei Tage von Warschau zurück. Höre alles! Lauf aufs Gericht zum Herrn Justizrat, und da bin ich!"

Gustav hatte sich erhoben und, den Arm um seine wiedergewonnene Marie geschlungen, trat er auf den Juden zu, ihm die Hand reichend.

Willkommen Rosenkranz, nach so langer und schwerer Zeit. Ihr kommt zu einer glücklichen und er setzte einen Blick den Steigerungs-



Wie heißt unglücklich? Weinet Ihr, ich habe verlesen, was Ihr einem armen, mißhandelten Juden gethan?

Beine und mach dabei noch ein gut Geißel!

Der Kommissär, sagte der Herr Justizrat lächelnd zu dem Steigerungsbeamten: "Sie sehen Ihr Geißel ist hier zu Ende. Es wird keine Versteigerung gehalten."



bertiana und Abies Douglasii) oder vielhundertjährige Eichen sich zusammendrängen, dem können unendlich zwei von deren Bewohnern entgangen sein, welche ihre wunderbaren Gewohnheiten und anmutigen Erscheinungen die Aufmerksamkeit des Beobachters stundenlang fesseln vermögen. Es sind dies ein Buntspecht (Melanerpes formicivorus) und ein Eichhorn (Sciurus fessor). Letzterer ähnelt dem deutschen großen Buntspecht, doch scheinen seine Farben dadurch frischer, daß das auf Kopf und unterhalb des Bauches in ein leuchtendes Rosa übergeht. Von der in früheren Zeiten häufig spanisch sprechenden Bevölkerung Kaliforniens ist ihm der Name Carpentero, Zimmermann, beigegeben worden, eine Bezeichnung, welcher man selbst bei oberflächlichem Hinblick die vollkommenste Berechtigung

...wird, frecht man
...den Steigerungs-
...kommissär
...zu einer unglück-
...lichen Stunde
...Wehhaft
...glücklich? Weinet
...Ihr, ich hab' ihn
...gesehen, was
...einem armen
...mißhandelten
...Juden gethan
...Der Jude hat
...gut Gedächtnis
...und ein dank
...Herz. Herr
...Justizrat, der
...letzte Bürger
...Ich kann's
...hab's. Soll
...Kapital haben
...billigen
...Bring' Sie
...wieder auf
...Geißel!
...soll's wissen."
...Herr Kommissär, sagte der Herr Justizrat lächelnd
...zu dem Steigerungsbeamten: "Sie sehen Ihr Geißel
...ist hier zu Ende. Es wird keine Versteigerung gehalten."
...Sprach
...und
...Eichhorn
...Wildes
...dem Eichen
...von
...Falken
...Mö (Saba
...er je die
...tigen Wälder
...gen Kolibri
...mens beist
...gleichviel
...in den Eichen
...Tamen
...den unglück
...lichsten
...verhältniss
...Piaus
...wird, frecht man
...den Steigerungs-
...kommissär
...zu einer unglück-
...lichen Stunde
...Wehhaft
...glücklich? Weinet
...Ihr, ich hab' ihn
...gesehen, was
...einem armen
...mißhandelten
...Juden gethan
...Der Jude hat
...gut Gedächtnis
...und ein dank
...Herz. Herr
...Justizrat, der
...letzte Bürger
...Ich kann's
...hab's. Soll
...Kapital haben
...billigen
...Bring' Sie
...wieder auf
...Geißel!
...soll's wissen."
...Herr Kommissär, sagte der Herr Justizrat lächelnd
...zu dem Steigerungsbeamten: "Sie sehen Ihr Geißel
...ist hier zu Ende. Es wird keine Versteigerung gehalten."